Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Zehnter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Friedrich v. Schlegel's

Gedichte.

Zweite vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Zweiter Theil.

Zueignung.

Muthig schäumt empor die Quelle,
Sprudelt silberhelle, hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom sich, reißend schnelle;
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth so reicher schwelle,
Bis zum Meere hin die stark' entflogen,
Wo dann endlos rauscht die Welle,
Brausend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Also, die vom Himmel stammen,
Auch die Liebesflammen im Gemüthe,
Spielen erst um Frühlingsblüthe;
Muthiger das Böse zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zusammen
Kühn, wer frei dem Vaterland' erglüh'te;
Bis noch reiner sie entflammen,
Mitverschlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Diese Lieder und Gesänge,
Lieber Jugend Klänge, erst nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor sich windend aus der Enge
Spielender Gefühle;
Abwärts von der blöden Menge,
Uen entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdischen Gedränge
Aufwärts der Gesang den Geist zum Flammenziele.

Die in Liebe Du entzündet,
Ewig verbündet, Lust und Klagen
Theilend, alles wolltest wagen;
Liebe ist es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude sich entzündet.
Höher noch beginnt der Muth zu schlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet,
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht Dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung sich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unsers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande stets geblieben?

Was von Lust und Schmerz bezwungen,
Muthig ich gesungen, was dem vollen
Herzen schöpferisch entquollen;
Was sich spielend erst durch's Thal geschlungen,
Dann zum Strom erschwollen
Um das Vaterland geschwungen;
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Fahrt zum Ziel uns führen sollen.

Fahrt, die wir vereint bestanden,
Sieg und Rettung fanden, hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreit nun von des Zwiespalts Banden,
Höher stets das Streben,
In des Friedens sel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht sich kann erheben,
Dem die Treuen sich verbanden,
Milde Ruh' die Sieger linde mag umschweben.

I.

Kunstgedichte.

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseeligt, daß so einzig's ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden sehen!
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sei, was er singe.
Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden;
Die alte Schönheit, eh' sie ganz verschwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das sei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich sei, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geist umnachtet,
Besorgt, wie das Verborgne er gewinne;
Der Dichter, der wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unsterblich hier schon wird der Zukunft inne.
Als noch die Flammen strömten, Felsen klungen,
Die alte Riesenzeit der jungen Erde,
Ist nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
Und wieder grüßt und ruft von fern sein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat seine Ankunft froh schon jetzt besungen.

An die Deutschen.

Zu Anfang des Jahres 1800.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!
Ach schmolz der Väter Tugendkraft so weich,
Die ernst wie Rom so Schwert als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunstsinn bleich,
Das Ritterthum durch Caesars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunst vollsten Strom ergoßen,
Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutschland war der heil'ge Krieg entsprossen,
Als Deutschland sich im Frieden ganz zerstörte,
Da war das letzte deutsche Blut geflossen.
Noch da gab's Stimmen, Einen kaum der hörte.
Von Fürsten Recht, bei Bürgern edle Sitte,
War Wen'ger Ziel, seit sich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
In Thaten hat uns Gottes Will' umschränkt,
Die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrsamkeit getränkt
Mit alter Völker Mark. Zur Geistessonne
Wird Kraft und Kunst durch stillen Bund gelenkt.

Aus süßer Poesie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't sich lichte Güte,
Dem Denker ist Natur der Lebensbronne.
Was Hellas schlau ersann, was Indien blühte,
German'scher Männer Lied wird's neu entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich sagte zweimal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünstlern, die sich selber nennen;
Denn nimmer kann solch Feu'r wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird sie glorreich anerkennen.
Wer will, sei mit im Uns. Die sind verstoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlassen, rennen,
An Religion und Dichtkunst sich erboßen,
Von der Natur Mysterien nichts nicht wissen,
Zu sich in Koth das Heil'ge niederstoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht schier von Gewissen,
Im Herzen schlaff, von Sinnen stumpf, nicht merken,
Daß sich der Nacht ein Weltall neu entrissen,
Mag ewig Gott im Todtenschlaf bestärken,
Bis kraft des jüngsten Tags zuletzt sie wachen,
Eh' sie zergeh'n sammt ihren nicht'gen Werken.
Wer Feuer, Wasser, Luft, die ersten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr lassen,
Schwämm' auch allein auf weitem Meer sein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen,
Metalle, Menschen, Pflanz' und Thier begreifen;
Wo Licht und Sonne fern, das Träge hassen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne schweifen,
Dreiein'ger Kräfte Wechselspiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückflieh'n will des Lebens Flucht;
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmahl schaut,
Nie füllt sein Thun die bodenlose Sucht.

Dieß, Pöbel, ist das Feu'r, vor dem dir graut!
Die lang verschloss'ne Kraft ist aufgelodert;
Kein Wasser kann sie still'n, sie brennt zu laut.
In sich hat sich der Geist von sich gefodert,
Des Wissens Tief' entsteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meister sinnt schon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Priester der Natur umkrönend,
Und spricht zur Hierarchie der Kunst sein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, die alte Nacht versöhnend.
Ich sprach es aus und sah, wo keiner gafft,
Im innern Licht der Geister Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft;
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchströmt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantasie ihr lichtes Blau.
Es wächst und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des Tempels Bau vollendend zu enthüllen,
Weih'n am Altar sich die im Dichterkranze,
Aus deren Blick schon Lichtes Ströme quillen,
Und schwören alle bei des Himmels Rosen,
(Der Eid sei höchstes Ziel auch meinem Willen):
Mit Flammen soll der Jüngling fröhlich kosen,
Des Mannes Fuß ersteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meisters schweigt der Meere Tosen.
Wohl seid ihr taub, sonst hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in Euch; in Euch noch leben
Die Kräfte so das Alterthum erschufen.
Dringt, Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst;
So wird die Kirche sichtbar sich erheben.

Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,
Ihr schautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunst!
Eu'r Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.
Der Grund ist fest, und hoch im Centrum sprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.
Europa's Geist erlosch; in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschar ergießt
Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiener zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Lessings Worte.

1801.

Wenn kalte Zweifler selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umsonst die Wolken schwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloss'nen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.

Reden über die Religion.

1800.

Es sieht der Musen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruh'n und Kuppeln streben,
Naht er getrost dem kunstgeweihten Orte.

D'rin tönt Musik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheint's, als wollten Geister gerne
Den schon Geweihten höh're Weihe zeigen,
Getäuscht die Fremden lassen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Musik muß schweigen,
Der Tempel auch verschwand und in der Ferne
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

Die Weltseele.

1800.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat sich der Mensch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn sonst vernichtet,
Die Wunder des Bewußtseins schaffend denken.

Zum ersten Lohn, den ihm die Götter schenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geschlichtet,
Vernimmt er, was vom Aether sie gedichtet,
Und will mit Liebe sich in's Lichtmeer senken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächt'ger als die Masse;
Das lebt und brennt in solchem kühnen Streben!

Es sinnt der Geist, wie er das Ew'ge fasse;
In todter Bildung sieht er Täuschung schwanken,
Das innre Wesen blitzt im freien Leben.

Das Räthsel der Liebe.
1802.

Ob jugendlich der Dichter seine Trauer,
Von Herzen hingegossen, dar uns stellte,
Der alte Meister sie mit stiller Kälte
Im Steine ausgeprägt zu ew'ger Dauer;

Ein Feuer ist's, hier glühend warm, dort lauer
So schrecklich licht des Daseins Nacht erhellte,
Wo Schönheit will, wie auch die Satzung schelte,
Enthüllen nur der eignen Sehnsucht Schauer.

Kein Schicksal kann den Fluch vom Zaub'rer wenden,
Das Wunderkind erblaßt noch auf den Stufen,
Begeistert muß des Helden Liebste enden;

So zeigen neu sich stets die alten Schmerzen,
Und keine Götter achten auf das Rufen,
Wo Liebe unbefriedigt klagt im Herzen.

Die Werke des Dichters.

Faust und Tasso und Meister sind silbergediegene Stücke,
Sinnreich gebildet mit Fleiß, oder erhaben gedacht.
Rühmliches Streben erzeugt' Iphigenien, bildete Egmont,
Ja auch der Jugend Kraft drängt' in der Fülle nach Kunst.
Liebliche Kinder des heitersten Genius blüht ihr Claudine!
Du der Scherze Triumph, Aristophanischer Witz.
Tief bewegt uns das kunstlose Lied aus sehnendem Herzen,
Männlich klar ist der Blick, jugendlich warm das Gefühl.
Süßer noch tönt Elegie und Idyll, und im Rhythmus der Alten
Lächelt milde der Geist, freut sich der südlichen Luft.
Keime nur sind es zu großem Entwurf, wie der löbliche Herrmann;
Giebt die Parze denn Heil, wachsen sie herrlich empor!

An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft', im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich schweigen;
Und hätte, sich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebstes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunst erheben,
Gebildet der des Lebens Massen zeigen,
Dir schien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das Beste nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovef' in frommer Schöne;
Wer fühlt nicht, daß die Poesie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sei Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten Dich des Glaubens süße Töne;
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze,
Sich den Staub von seinen Sohlen. -
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruhte,
Bis ich fern von euch entflohen,
Gern entsagend meinem Blute,
Ja den Staub auch unsers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schicksals Rufe folgend.
O, ihr trübgesinnten Herzen,
Anzufeinden stets das Hohe!
Welcher Geist hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichsten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entsprossen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Gesanges Ströme gold'ner?
Sieben Dichterwerke strahlen
Auf den goldgewirkten Rollen;
Doch mit nichten darf ich scheuen,

Kühn zu spannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunstgewebe
Schmückend zu so edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur schöne Worte;
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt sich ruhig fort im Sturme,
Flammend steigt sie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich stellen
Zu den Alten unsers Volkes.
Wer ist kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einst erworben,
Jene Helden unsers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen?
Das ist Lug nur und Verläumdung,
Daß ich Neues stiften wollte,
Mich nur meinend, wie ihr sprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unsrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held gestorben,
Eh' die falschen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entflossen,
Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden Einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niedersplittern auf den Boden.
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich sehe schon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreisen,
Und die Donner, die ihm drohen.
Wach geworden ist das Wilde,
Die Verwüstung braust im Strome;

Fluthen wachsen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen
Noch mein Liebesblick gefesselt,
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, schaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,
Einsam wandelnd durch die Wüste,
Als der letzte meines Volkes.

Hymnen.
1801.

I.

Apollo, wirst Du diese Gluth noch lindern?
Ich selber sprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Musen süß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich Dir, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt stark, und willst Du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange schliefen,
Versinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treu'ste Treue soll Dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Brust gerungen,
Schon strömt mir alle Kraft zum Ziel zusammen.

Allstarker! wolle jetzt nur freundlich schonen,
Und hab' ich, was Du mir enthüllt, gesungen,
Laß' mich verzehren schnell von Deinen Flammen!

II.

Diana, heil'ge, wo sind Deine Brüste?
Begeist'rung trinkt der Löwe sich im Blute,
Titanen schwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüste.

Umklirrt blieb still, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthselbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Priester ruhte,
Der großen Göttin tiefsten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüste Füll' im Marmor schaute,
Da ward von Deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor Dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erschlaffen,
Bleib' in Mysterien ewig nun versunken.

III.

Ich soll den Schleier, Isis, Dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu schau'n, wie sich die innre Kraft gebähre;
Was frommen Schleier da, so schön sie gleißen?

Sie wollen feige sich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe so die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd sich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er sich selbst entflohen da versteine,
Wo jede Kraft dem Starken sich erhöhte!

Ich fühle schon den Gruß der Morgenröthe;
Eh' ich nun länger ängstlich sehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben!

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreist!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Krystalles Blitzen;
Es schwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So schwillet der Jugend Herz
Selig von Kraft und liebender Freude.
Ergreife kühnlich den Zauberbecher!
Du bist göttlicher Art,
Jugendlich heldengesinnt.
Sei Du trunken nur stets,
Und spotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunst,
Wie es uns Deutschen geziemt.
Wer gekostet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleier.
Wo der Freudige naht,

Hauchet Sommerwonne die Luft,
Lüstern öffnet die Rose den Kelch;
Der höchsten Gebilde
Heilige Schönheit schauet das Auge,
Rein der Hülle entstiegen.
Nackte Reize umspielt
Wollustschlagend das Meer
Allseliger Liebe.
Gerne sinkt er hinab,
Mit verschlungen im Meer;
Alles Leben ist sein,
Alle Wesen nur Eins,
In heißer Freude verschlungen,
Von tiefer Sehnsucht durchdrungen,
Alles nur Lust und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit,
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlinges Garten
Die Fülle der Rosen,
Jeder Rose entquollen,
In neu erzeugten Gebilden,
Das schöne Wunder des Leibes,
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahnest Du, was Dich durchdrang?
Du bist männlich und stark,
Erd' umfassend Dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuersten Schrecken,
Grimmgefesselter Thiere
Alte Riesengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.

Steige mein Freund, in den Schacht,
Kühn des Todes hinab!
Dunkel rieselt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da ist Sehnsucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängstlich zu sterben,
Möchte in Liebe vergeh'n.
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdische Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt,
Wehmuthzerrissen von wilder Betrübniß.

Schrecken bleibe Dir fern!
Immer der Freude geweiht
Laß Dich königlich kränzen,
Du bist König, mein Sohn.
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunst!
Ich selber kann es nicht mehr.
Zwar es schlägt flammend noch immer das Herz!
Aber von außen
Härtet sich eisern die Brust.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es senket sich leise;
Des Himmels herrlicher Mantel,
Sternendurchwirktes Blau,
Lastet nieder den Alten.
Schlage denn Du mein Lied,
Licht und Leben vermischt,
Nur ein feuriges Meer,
Erdumrauschende Woge!
Laß den Zauber erklingen,

Daß gebährend die Luft sich gestalte,
Kindlich umkränzend spielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächse in Blüthe entzündet,
Selbst der Felsen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier sich zerstört,
Alles Nichtige sterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind,
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem strahlenden Thron,
Allen Heldengeistern vereint. —
Sei mir gegrüßt, mein Sohn!
Wenn ich den Leib Dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen gespendet,
Drücke Dich herzlich an's Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

Schirin.

Wie Sterne leuchtend in der blauen Luft,
Berauschend wie des Frühlings Blumenduft,
Von Nelken, Rosen und Jasmin;
Süß wie beim Mond das Lied der Nachtigall,
In Sommernacht der ferne Wasserfall;
So mahlt die Lieb' und strahlt Schirin.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von diesen Seligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohne,
Im eignen Garten selig selbst der Meister;

D'rum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! Du Sonnenstrahl der Geister.

An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausstreut, gedachtest Du der hohen Kunden,
Wie Gama einst der Thetis sich verbunden,
Wolltest der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdisch ewig Blinden!
Kaum war Dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sahst Du von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König Deines Volks verschwinden.

Wollust haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten braust ein Strom verborgner Klagen.

Sei, Camoëns, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen
Des deutschen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

An Novalis.

O laß mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich Dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgespräch sich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht sich weiden.

Wie konnt'st, mein ander Ich, Du von mir scheiden?
Du strahlst in heiterm Frieden, fern von Reue,
Ich bin derselbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundelosen meiden.

Musik, unsterbliche, die sprachst Du sterbend,
Mir ist der Mund verstummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach Dir sich drängen, streben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör' es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

Rheinfahrt.

Wie kühn auch and're Quellen sprudeln, brausen,
Wo sonst die Dichter schöne Weihe tranken,
Den Kunstberg stets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hausen;

Ich wähle Dich, o Rhein, der Du mit Sausen
Hinwogst durch enger Felsen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf sich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahnend Grausen.

Schnell fliegt in Eil, auf grünlich hellen Wogen,
Das Schifflein munter hin, des deutschen Rheines.
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder;

Muth, Freud' in vollen Bechern eingesogen,
Krystallen flüssig Gold des alten Weines,
Singend aus freier Brust die Heldenlieder.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich sich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt, sich wandelnd, schwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unsre Freundschaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Brust,
Ja hier ist vor des Geschickes Neide
Die schönste Freistatt uns bewußt.
Nur ist das holde Glück vergänglich,
Die ird'sche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Lust.

So wandelt alles, was blüht und schwindet,
Nur Eines steht unwandelbar.
Wie sich die brausende Woge windet,
Der Himmel wölbt sich fest und klar;
So strahlt in uns die starke Treue,
Frei von Begier und frei von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;

Laß wilder den Sturm zusammenziehen,
Wir bleiben Eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht sinken lassen,
So dürfen wir den Glauben fassen,
Daß noch ein heller Stern uns scheint.

So wie zwei Kämpfer, die heimlich steigen
Zu Nacht die Felsenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erspäh'n das stille Thor;
Wenn sie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geschwungen,
Da strahlt die Sonne licht hervor.

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einsam auf dem steilen Pfad;
Nun laß sich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blüh'n die volle Saat.
Der Schätze sind noch viel' verborgen,
Wie sollten wir noch ängstlich sorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht!

Wie sollte der Unmuth sich Dein bemeistern
Ob eitler Knaben schnödem Spiel,
Ob einer auch von den bessern Geistern
In Knechtes Wahn erniedert fiel?
Laß unverzagt uns vorwärts schreiten;
Dir schlummern in den gold'nen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So braust begeistert mir von den Lippen,
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil Dir der Dichtkunst Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar gestaltet,
Die Seelen magisch an sich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geist bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf sah man herrlicher stets sich schwingen
Den deutschen Geist aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenschlägen
Der Erd' entquillt der vollste Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frei den vollen Gesang erschallen,
Zu unsers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt sei der Zukunft Spiegel,
Die Zeit empfängt in diesem Siegel
Die Weihe der Unsterblichkeit.

Ein jedes freue sich seiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe sich an der Quelle
Und hell sei jedes Angesicht;
Dort, wo sich alle Zweifel lösen,
Trennt sich das Gute von dem Bösen
Im ewig heitern klaren Licht.

II.

Scherzgedichte.

Das Ideal.

„Der ist zu schwer, der and're fällt in's Leichte,
Den strengen Ernst hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort sodann verkürzen,
Bald ist der Grund zu tief und bald zu seichte.“

So steht die Kunst dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig schürzen;
Es muß der Mensch auf eine Seite stürzen,
Wie fleißig er sich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunst, im Leben, ja im Wissen,
Ist auch das Beste falsch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unserm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas missen,
Und Einer kann den kleinen Punkt nur treffen.

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben sich spiegelt,
Das sei Dein Ideal, frei von der Formel Gespenst.

Das Athenaeum.

1801.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu im freien Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,
So sicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen stets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beschränkt mir schien, zu hassen.

Nun schreit und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig,
Als wär's im tiefsten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

Zerbino.

1800.

Gemahlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter!
Versteh' nur erst den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlst Du Leser! bald im Haupt Dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Festgewühle;
Maskirt erscheinen neu die armen Wichter,
Warm haucht die Luft, Fontänen plätschern kühle,
Und ferne schimmern künstlich bunte Lichter.

Verkehrt ist alles in den süßen Possen,
Statt Ya sagt das Eslein selber Ay:
Ergötzlich spielen d'rein mit Narrenschwänzen

Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl' denn Tieck! mahl' ferner unverdrossen
Der Schriftensteller albernste Tendenzen.

Kunst-Orakel.

Wenn Dichter die Moyens nicht motiviren,
Statt den fünf Akten weise zu vertrauen,
Das Stück aus Stücken wunderlich erbauen,
Racine aus den Augen ganz verlieren;

Denk' ich an Rousseau, der auf allen Vieren
Zu geh'n versucht, als hätten Menschen Klauen.
D'rum muß Verstand gar ängstlich sie beschauen,
Weil sonst die Künstler leicht sich prostituiren.

Vom Macbeth hat der Wallenstein am meisten,
Scheint dann an Tiecks Rothkäppchen sich zu schließen,
Weil da das Schicksal auch so zart behandelt.

Nur daß es gothisch, muß mich sehr verdrießen;
So bleiben die Bizarren nie beim Leisten,
Bis das Genie in Tollheit sich verwandelt.

Die neue Schule.

1800.

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Dieser weiß sich sehr bescheiden,
Jener bläs't die Backen voll;
Dieser ist im Ernste toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergessen
Was des Meisters Kraft ermessen;
Eines schickt sich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst' erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,

Wisse jeder was er schreibe,
Und wenn schrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet.
Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich alle gern vom Leibe,
Die geboren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neu'ste Wort bewegt,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwatzen,
Was sie dennoch nie begreifen;
Manche müssen irre schweifen,
Viele Künstler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen sich am eignen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß sie alle selig spielen,
Sorge Du nur gut zu zielen,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Das tragische Schicksal.

Alles redet in Sentenzen,
Auch die Helden werden Zwerge
In der tragischen Latwerge,
Müssen idealisch glänzen.
Daß die Scenen sich ergänzen,
Und das Nichts erhaben prahle,
Alles dankt man dem Schicksale.

Wie die jungen Katzen pflegen
Nach dem eignen Schweif zu gehen,
Muß sich hier im ew'gen Drehen,
Zufall und Vernunft bewegen.
Und das Herz von kleinen Schlägen,
Ganz empfindlich dem Schicksale,
Fühlt die Quentchen in der Schale.

Zwischen Pflicht und dem Gefühle
Muß der Mensch verlegen steh'n,
Oder schlau durch beide geh'n
In der Tugend Zwickemühle.
Wahrlich hart auf trag'schem Pfühle,
Ruht, wer im Theatersaale
Dichten muß von dem Schicksale.

Proben der neuesten Poesie.

1808.

1. Griechisch.

Steil zumeist mir steinern versteigender Gott
Apollon ist. Der bleiern holprichte Wort=
klump bricht hervor mit Weh des Zahns, des Lesenden Lohn.

Knirschend anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kiesel=
steine des Buchbinders wie.

Aber vom Zahngrimmen Schmerz
Eilend freier geübt schon,
Braust im geflügelten Hirne
Bald des Hellenen schönere Sylbenwuth.

2. Altdeutsches Volkslied.

Es gehen zwei Butzemänner im Reich herum;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Der eine klimpert um den Brei herum;
Bidibum auf der Trumm, bidibum, bidibum.

Der andre schaut sich nach den Fräulein um;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Sie drehen sich beide recht artig herum;
Bidibum, bidibum.

Gute Nacht, Butzemänner, dreht euch weiter um!
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Wer hat dieß feine Liedlein gemacht?
Es kamen entlang drei Enten den Bach,
Die haben dieß feine Liedlein erdacht u. s. w.

3. Spanisch.

An dem Quell der Langenweile
Lag die Dichtkunst hingegossen.
Ihre Kinder, die Vokale,
Brachten große Wasserblumen;
Aus den Blumen Funken wurden,
Kleine Lichter funkelnd kamen,
Die zu Wasser bald erloschen,
Als Romanzen thalwärts eilen,
Die nun fließen, die nun funkeln,
Auf des Klanges leichten Spuren.

4. Das klare Geheimniß.

Vielseitigkeit wird auf des Lebens Gipfel nur
Gefunden, wo des reinen Daseins heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf schwankem Seil der Bildung hin und wieder spielt.
So red' und bilde Dich, gebildet rede fort;
Doch was in Kunst, im Handeln, Reden Du beginnst,
Es sei Dir niemals ungebildet voller Ernst.

Sinngedichte. 1815.

Philosophische Versicherung.

Klar ist alles und licht mir; doch das verstehen sie schwerlich.
Selig bin Ich, meine Herrn! andre gehen mich nichts an.

Verschiedene Gesinnung.

1. Der christliche Philosoph.

Ich bin nicht Ich, noch Du; Du bist wohl Ich in mir?
D'rum geb' ich Gott allein, nicht mir die Ehrgebühr.

Angelus.

2. Der heutige Weisheitslehrer.

Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
D'rum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr.

Anfrage.

Jenen alten sehr lieblichen Spaß von dem Subject und Object,
Der auf den Gassen nun klingt, werdet Ihr nimmer ihn satt?

Irrlichter.

1810.

Ungeziefer mannichfaltig
Nagt der Geister Ruhm;
Viel Gesindel, allgestaltig
Nascht vom Heiligthum.

Ja und Nein, und Mehr und Minder
Würfeln sie herum,
Dreh'n und kehren es geschwinder
Schnell im Kreise um.

Ihnen giebt es kein Geheimniß
Als das Einmal Eins,
Auch im Schwatzen kein Versäumniß
Alles Eins und Keins.

Wie das Böse Gott erschaffe,
Groß wie sie gesinnt,
Sich das All zusammenraffe,
Lehren Sie geschwind.

Allem Tüchtigen abwendig
Ist ihr eitler Muth,
Nur im Nichtigen beständig
Diese neue Brut.

Sie verschmäh'n die starke Rede
Von dem Kampf des Lichts,
Lieben und vergöttern jede
Ausgeburt des Nichts.

Wie der Mücken Schwarm unzählig
Längs dem Strome zieht,
Summen andre, haschen selig
Nach Gesang und Lied.

Jedes neuen Scheins gewärtig
Mit des Seelchens Flug,
Sind sie schon von Anfang fertig
Schreiben Buch auf Buch.

Eulenspiegels guter Rath.

1806.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr seid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls Ihr's fürder noch so treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unsr' eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch Ihr deutlich seht,
Wie schön es Euch von Statten geht,
Zu leben, wie man leben soll.
Wer anders denkt, ist sicher toll,
Oder glaubt selbst nicht, was er spricht,
Will sich absondern, der Bösewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So ist's am besten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein also soll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Gesellschaft treiben,
Daß sich die Sitten an'nander reiben;
So werden sie schön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Ist so ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule gesendet.
Da lernt er spielen, stechen, saufen,
Beineben sich in Weisheit taufen,
Kauft sich eine Portion Absolutes,
Und hat er's, kann er dreisten Muthes
Jedwedem lachen in's Gesicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare ist nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird sie jeder geben.
Dieß sind die Haupt-Erziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich segeln,
Nicht alle können von Renten leben,
D'rum muß es Ständ' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieser Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der sitzt ruhig an seinem Tisch,
Läßt die andern angeln und ackern frisch.
Wer dreschen mag, der kann auch fasten;
Dem Klugen fließt es so in Kasten.
Zwar machen Viele bankerott,
Doch leiden sie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur desto besser;
Und wucherst Du glücklich, wer ist größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt sich in seinem Hause nicht wenig;
Da kann er nach Lust die Künste beschützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmahls nützen.
Vielerlei Volk zusammen er bittet,
Sein' eigne Frau in der Mitte sitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß sie's in allem so weit gebracht.
Denn das ist nun vor allen nothwendig,
Sie sei es oder sei nicht verständig,

Daß sie von allem zu sprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinste Gesellschaft dieser Art
Ist, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdselig jeden Fremden anlachen,
Das sollt' einem wohl Gedanken machen,
Bloß weil's die Mode so mit sich führt,
Daß man halbnackend im Winde spaziert.
Wenn sie sich lang genug beseh'n,
Nüchtern alle nach Hause geh'n.
So nennt der Kaufmann alles sein,
Mag er Christ oder Jude sein.
Schlimmer schon ist der Soldat geschoren,
Ihn trösten jedoch die vergold'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets soll der Rechtsgelehrte schreiben,
Und schreibend so das Recht umtreiben;
Je höher wächst der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt sich an's neu'ste System,
Ist er berühmt, so wird er bequem.
Gelahrtheit ist 'ne schlimme Profession,
Wer grob nicht ist, der bleibe davon;
Lügen und Stehlen sind hier am Ort,
So geht man mit der Wissenschaft fort.
Schimpft nur auf die, so Ihr bestehlt,
Noch manchen giebt's, der sich redlich quält.
Der Geistliche wird gering geachtet,
Oftmahls sein Gut sogar verpachtet,
Er selbst von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.

Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann soll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürsten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es so nicht währen.
Kein Fürst sei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem schon ließ Leut' und Land,
Der sich ergab in seine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß sie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn Ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich Ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieses hoff' ich, glaubt Ihr nicht,
Weil es der Eulenspiegel spricht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er sah sie laufen, sich raufen und schnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und ekelt' ihn manchen Dreihellergesichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten sehr.

„Ade," sprach der Ritter, „du Vaterland mein;"
Es starrete kalt in der Brust ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geschieden sein,
Was weiß diese Brut, was weiß sie von Gluth und von Schmerz?"
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimischen Ort.

„Thu' auf deinen Schooß, o Waldesthal,
Und nimm dieses Kleinod, nimm treulich es auf!
Ich strebte und lebte der Liebe zumahl."
Dann schüttet er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen sind magisch, die mögen da ruh'n;
Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?"

So sprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich spürten die Zwerge und rührten am Platz,

Wie reinliche, kleinliche Mäuse im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten sich zierliche Mäntelchen d'raus.

Sie sprangen auf Stühlen und Bänken frisch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald saßen sie ernsthaft am langen Tisch,
Bald drehten wie Kräusel im Kreise sie sich.
Sie hatten zu viel genascht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir gesagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie stellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder sich selber darin.
Der rechte Edelstein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitscherten einige schmachtend und zart,
Doch andre bellten und schalten darauf;
Es strichen sich andre den kleinen Bart,
Und bauten possierliche Häuserchen auf.
Sie schrien und schrieben und trieben es viel,
Sie rissen, zerbissen sich selber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in selbiger Gruft
Ein heidnisches Bild von Marmelstein;
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft:
„Das," sprachen sie, „soll unser Abgott sein."
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidnischen, herrlichen Marmormann!

„Wohl ist es ein alter erkaltender Block,
Und die ihn erfanden, verstanden's nicht recht;
Wir, die wir springen um Stein und um Stock,
Sind aber ein spitzig und witzig Geschlecht.

Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
Was fragen wir nach dem Edelstein?"

Da traten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden sich selber zu Gast.
Sie essen und messen die Zwerge sich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Hast;
Doch freut sich dessen das Zwergengeschlecht,
Die schwärmen und lärmen und schreien nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildpret nach,
Der Marmor schimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und schwärmen verkehrt,
Der Edelstein leuchtet im dunkelen Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern singt er am Meere manch heimliches Lied,
Bei Sonn' und bei Mond, wie die Wolke zieh't.

Der alte Pilger

oder:

Homo's neueste Wanderung.

1807.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
Sonst ist's um meine Füße gescheh'n;
Hier will ich unterkauern.
Dieß soll zu Nacht mir ein Obdach sein,
O seid nur so gut und brecht noch nicht ein!“ —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmahls an,
D'rum kam er nie zur Stelle.
So saß er und aß sein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl schimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Gesicht?
Der Pilger weiß es selber nicht,
Und kann sich nicht besinnen.

Da kommen zwei Männer mit greisem Bart,
Gekleidet nach der Doktoren Art,
Die zornig streitend schnaufen.
Der starke dem schwächern am Barte zieht,
Ein Haar ist er nach dem andern bemüht,
Ihm sauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein and'rer, der stärker noch,
Und ward sein wieder Meister.
Wie jener stritt und wie er schrie,
Ein Haar genau nach dem andern sieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu sehen war,
Dem ist es gut gelungen.

Von Fürsten stand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt sie all' zusammen.
Als wären sie Wachs, so drückt er und dreht,
Der Mönch, der im Kreise der Herren steht,
Bei'm Schein nächt'ger Flammen.

„Wie groß ist doch dieser Geister Macht,"
So hat der Pilger bei sich gedacht;
„Die kräftigen Geberden!
Die Herrlichen, wie sie da steh'n und geh'n,
Wie glücklich bin ich, dieß Schauspiel zu seh'n!
Was wird's nur endlich werden?"

Des Schreiens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und schlagen sehr,
Wie sie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, so viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder still,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt sich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer sind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angst durch's Feuer rennen.

Wie aber, sind die Menschen denn toll?
Es ist ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen sie sich Musik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Rast noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämischem Sinn,
Und grins't in seine Zähne:

„Du weinest verkehrt, o Menschenwicht,
Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
In dunkler Geisterstunde.
Die Armen dort wissen nicht, wer sie schlug;
Man lenkt sie heimlich mit weisem Trug,
Sie sind nicht mit im Bunde."

„Bald ist vorüber der erste Schreck,
Dann magst Du gebieten jedem Zweck
Du wirst es dankbar spüren.“
So sprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felsengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der schleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n sie im unterird'schen Saal,
Von unermeß'ner Weite.

Da sitzen der schweigenden Männer viel,
Die treiben ernsthaft ein seltsam Spiel,
Der Pilger sieht's mit Beben.
Und wie es dreimahl ängstlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verstopft,
Er meint, es gilt sein Leben.

Die Männer winken, er soll sich nah'n,
Er soll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben sitzt der Meister.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Fest,
Da hält ihn ein Todtengerippe fest,
Zur Hölle sinken die Geister.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wischt sich von der Stirne den Schweiß,
Es schildern's keine Worte.
Er sinkt zu Boden in bitterm Gram;
Und wieder war, als er zu sich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir," sprach der Pilger zu sich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
Davon man doch geschrieben;
Wo Milch und Honig sich ergießt,
Der Wein von selbst in die Fässer fließt,
Sich alle herzlich lieben."

Nun war' es, als flösse rundum ein Meer,
Das wogte so hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreise;
Da schwammen der Fischlein unzählig viel,
Die trieben sich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fischlein Weise.

Wie frei er sich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da sieht er, wie hinter dem kleinen d'rein,
Der große schwimmt und schlingt ihn herein;
O was sind das für Tücken!

Daß einer stets den andern frißt,
Und des Verschlingens kein Ende ist,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und schwimmt voll Leichen und Tod,
Es schnauben Ungeheuer.

Das Meer ist gleich, der Fisch ist frei,
Doch dieses Gefressenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem schlimmsten Herrn"
So spricht er, „auf festem Lande gern,
Und will als Knecht mich plagen!"

Hat irgend ein Geist den Wunsch erhört?
Er ruht im warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Trost der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe schaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel sieht er Citronen blüh'n,
Es schimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie sind die Marmorstufen so breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig steigt der wandernde Gast
Hinan, und es betäuben ihn fast
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er sich müht und wie er steigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachsen stets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei so schwer,
Er freut sich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach sich schleppen?

Ist's etwa jenes steinerne Bild,
Zu dem er sich wendet und mit ihm schilt:
„Was gehst du mir zur Seite?"
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch steht er still, so steht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er sich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter ihm sitzen;
Und als er die zu Boden geschwenkt,
Sieht er vier kleine fest gehängt
An seines Kleides Spitzen.

Wie sich vermehrt der Bilder Zahl,
Je höher steigt auch seine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er selbst zu Stein und Erz,
So fühlt er angstbedrückt sein Herz
Sich innen festgekettet.

„Was sollen die steinernen Dinge, traun!
Viel besser wär' es den Acker bau'n
Und seiner selbst genießen."
Des Steigens ist er endlich satt,
Er fühlt sich recht von Herzen matt
Und kann sich nicht entschließen.

Jetzt aber erhebt sich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger soll erwachen.
Ein Traum nur war gewesen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengesichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgensonne begann den Lauf,
Da schlug er vollends die Augen auf,
Und furchte sich der Reise.
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;"
So sprach er, „der Pflüger singt sein Lied
Nach ländlich froher Weise."

„Was sollt' ich weiter wandern und geh'n,
Ich kann es alles am Orte ja seh'n,
Und nehme Theil am Ganzen.
Ich habe es weit und breit gesucht,
Ich habe es wachend und schlafend versucht,
Nun ist es Zeit zum Pflanzen."

„So wird man doch vernünftiger stets,
Nicht immer mit der Jugend geht's,
Das sind nur schöne Worte.
Wie hab' ich nicht gesorgt und gestrebt,
Wie manches nicht im Traum erlebt,
Und kam doch nicht vom Orte."

Es war um des Pilgers Muth gescheh'n;
Sonst hätt' er mögen nach Hause geh'n,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut sich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Die feindlichen Brüder.

oder:

Der Zeitgeist.

1820.

Es wohnen zwei Brüder im Lande,
Die hausen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahllose in dieser Zeit.

Sie sind sich mehrentheils Feinde,
Ein jeder will haben die Welt;
Mitunter auch einmahl Freunde,
So lange die Welt noch hält.

Sie reißen sie auf und nieder,
Daß Hören und Seh'n ihr vergeht;
Sie schleppen sie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern versteht.

Der Aelt'ste schlendert im Rechten,
So wie er das Rechte versteht;
Der Jüngste schludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.

Sie führen Reden unzählig,
Und hören sich selber so gern;
Sie sprechen sich selber gefällig,
Doch ist in den Worten kein Kern.

Das sind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialisch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.

Der Alte bricht sich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und stücken das Seine,
So Schornstein als Speisehaus.

Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechselnder Hand;
Er mauert sich sein Gebäude
In lustigen, fliegenden Sand.

Das sind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen ist niemand gestellt.

Es pfeift sein Lied so weiter
Der muntre Schludrian;
Voll Angst steht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm sich nicht winden,
Noch ändern seinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergessen,
Und hält sich die Ohren zu;
Die Söhne zanken vermessen,
Und lassen ihm keine Ruh.

Das sind die Brüder im Lande,
Die schreien so weit und breit;
Es lärmen all' ihre Verwandte,
Und machen den Geist der Zeit.

III.

Sprüche.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geseh'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens stille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe sich erschafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens schmerzlich schönes Spiel
Dich zurücksenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Deutschland.

„Nimmer wird die deutsche Nation vergeh'n,
Neu vereint durch Gott einst aufersteh'n." —
Hat ein edler König kühn gesagt,
Er zu dieser Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unser Herz schlägt ewig frei;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch untersinkt.

Gesinnung des Königs.

Mannes Herz in starker Brust,
Fern von weib'scher Sitt' und Lust,
So wie edle Krieger sind,
Sei der König uns gesinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen stets gedient,
Dessen Lorbeer ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigsten sich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne stark dem Vaterland
Zuführt stolz an Mutterhand,
Sei vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, so freudig schau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freiheit Ruf erschallt.

Treue.

Ehre ist des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die sich selbst bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt sie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

Deutscher Sinn.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl:
Fremder Rechte loses Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unsern Stern.

Das Alte und das Neue.

Dieser folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdisch wirrt sich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerstreit.
Eines doch ist mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnsucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieht;
Neu stets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einst blüh't,
Wenn das Irdische versprüht,
Immer neu wächst die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater spricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,
Wo der Mensch also gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt sie jetzt uns weit!
Und sie war doch einst, die Zeit.

Würde der Dichtkunst.

Weil so schnöde sich zum Spott gemacht,
Jene Weisheit, die ihr selbst erdacht;
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall!
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut;
Aus der Dichtkunst Wogen friedlich mild
Steiget sanft empor des Himmels Bild.

Liebes Leben.

Leis' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unser Herz,
Jugendlust in Flammen glüht
Wie die Rose Farben sprüht.
Bitt'rer Scheidung hart Geschoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm,
Ist der Freude Todeswurm.
Muß denn sterben so die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angst und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht;
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von süßer Hoffnung spricht,
Und von jener schönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Das Ewige.

Früchte fallen, Rosen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Lischt des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder schwellen
Dieses Meeres alte Wellen.
Also auch des Menschen Lieder
Schallen, schwinden, kommen wieder,
Jede künstliche Gestalt
Blühet sterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit selig Licht,
All' umscheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieser Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen schlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes stillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'schen Zeit zum Raube.

Sprüche aus dem Indischen. *)

1807.

1.

Keiner schreite der Menge vor; denn gleich ist des Gelingens Frucht,
Wenn der That aber Unglück folgt, büßt es gewiß des Führer Tod.

2.

Als erkrankt' oder stürb' er nie, sei auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn schon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

3.

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet, mit dem Leibe zugleich zum Nichts.

*) Diese Uebersetzungen sind auch im Sylbenmaaße dem Samskrit so treu als möglich nachgebildet.

4.

Katzen, wie auch der Stier, Widder, Krähen, ein schlechter Mensch
sodann;
Die sind fern von allem Zutrau'n, hier wird Vertrauen nicht
gelobt.

5.

Fleisch und Jauche, Unrath, Knochen, die bilden uns den Menschenleib;
O was hältst Du an dem nicht'gen? Nach Ruhm tracht' also Du,
mein Freund!
Wenn man durch Ird'sches das Ewige, durch das Unreine das,
was rein,
Ruhm für den Leib erreichen mag, was ist dann unerreichbar noch?

6.

Das Metall eint der Masse Kraft, Thier' und Vögel der gleiche
Trieb;
Furcht und Gier macht des Narrenvolks, und Sich sehen der Guten
Bund.

7.

Im Unglück muthig, gelassen im Glück zu sein,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm strahlen, und dennoch durchforschen die Schrift,
Ist großer Seelen Tugend und edle Natur.

8.

Wer sich der Macht falscher Gehülfen hingab,
Betrogen durch schmeichelnder Worte Zauber;
Wer auf die Welt Glauben und Hoffnung setzet,
Was wird nach Wunsch denen begegnen können?

9.

Wer am hülfevertrauenden Freund, der gut gesinnt,
Trug verüben kann und Arglist,
Den betrüglichen Mann, wie kannst, göttliche Du,
Erde! ihn länger tragen noch?

10.

Nicht den Heißen erfreut, sich in kühlender Fluth baden, Perlenketten nicht,
Schönduftendes Sandelholz auch nicht also, zu erlaben den Körper;
Als voll Liebe die Rede des Gutdenkenden Lust innen uns schafft im Geist.
Es zieht Freundes Umgebung und weises Gespräch uns an, wie mit Zauberkraft.

IV.

Romanzen und Lieder.

Bei der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eisen gewaffnet,
Aus steinernen Burgen,
So schau'ten sie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tausend Röhren Erfrischung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauschen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und selig
Stehet der Mann,
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen sich drückend,
Schauet verfolgend,
Die schwindenden Züge,
Nichtiger Wolken

Riesengebilde und Räthsel,
Dazwischen den fröhlichen Schwarm des Geflügels;
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langsam
Der Strom sich windet,
Bald schwarz, bald silbern,
Durch grünende Anger.
Die lustigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit schlanken Thürmen und Glockenspiele;
Langsam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenster Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So schweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er sich einsam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht,
Das bedeutend ihn anschau't,
Aus sittsam verständigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmlisch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau seines Herzens,
Die schweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend,
Zum Bunde der Treue.

Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde versunken,
Schauen in selige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet sie ihn mit gewaltigem Schwerte,
Alle Laster zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu seinem Felsen wieder,
Wo die Freunde zusammen
Deutscher Freuden sich freuen.
Wenn aber die braune Erde erstarrt ist,
Die Flüsse leuchten wie Eisen,
In weißem Laube die Wälder schimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geschichten,
Wie Zwerge künstlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiste
Dort unten die dunkelste Tiefe,
Von Lichtern durchschienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und schieden sie endlich
So nahm sie Michael freundlich
In starkem Arme,
Von leuchtendem Eisen umkleidet,
Und trug sie gen Himmel,
Zu Christus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt;

Ganz brünstig zu schauen,
Den himmlischen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis segnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er sich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände schüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Trostes zu reichen.

Im Walde.

Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Rosses Bügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen sausen,
Hört man Geistes Wogen brausen.

Herrlich ist der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, schwanger oft von Tod.
Rasch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauschen sanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geist gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der starken Triebe wild;
Wird zur schönsten Liebesfülle,
Durch des Geistes Hauch gestillt.
Schöpferischer Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauschen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Frei gegeben alle Zügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grausen
Den Gesang der Geister brausen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernste starke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!
Die Felsen, so die Ritter sich erkoren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerstückt die alten Mauern,
Traurig aus dem Wasser ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Lust nach Ruhme strebten;
Franken, Deutsche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verschwunden,
Tapfre Lanzen damahls schwungen,
Noch die deutschen Lieder sungen,
Die Verderbniß weit verjugen,
Hand in Hand zum Bunde schlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend Eine Burg zum Ruhme
Durch alle Land' erbauten;

Da der Mann dem Mann noch traute,
Deutsche Lust im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach da keiner noch alleine,
In des Herzens tiefem Schreine,
Um sein Vaterland muß klagen,
Selbst sich bittre Wunden schlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich sehe, was geschehen,
Wenn ich denke, was gewesen,
Will die Brust in Schmerz sich lösen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth gesogen;
Denn den Muth auch fühl' ich schlagen,
Und inmitten solcher Klagen
Springt die Quelle starker Jugend,
Und es waffnet feste Tugend
Unsre Brust mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit Euch nicht leben,
So ergreift Euch doch mein Streben.
Wo ich wand're, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder,
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten,
Einen allvereinten Strom zu leiten,

Einen Strom von Lust und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verschlungen
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freunde dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

Gesang der Erinnerung.

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten,
Schlang' all' die Oed' hinab.
Verschollen ist die Klage,
Verstummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterschlaf umwunden,
Viel tausend Jahr gebunden,
Dämmert der Mensch so fort.
Gebannt in engem Kreise,
Mühsam die ird'sche Reise,
Erstirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erscheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth versenket,
Der Geist die Wunder denket,
Oeffnet sich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod sich gatten,

Erwacht die kühne Lust;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreiten Brust.

Nun öffnen sich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Fessel hält.
Die Erde blüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In sel'ger Geisterwelt.

Erstaunt ob dem Gesange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergessend Leid und Schmach,
Nun frei der Mensch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'schen Strome nach.

Doch bald ist der verklungen,
Wie brausend er geschwungen,
Und wieder stumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüste Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das sind die alten Klänge,
Helden- und Klaggesänge
Aus ferner Riesenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter ist nicht weit.
Der Frühling wird erstehen,
Es muß noch einst geschehen,
Was alle prophezeit.

Frankenberg bei Achen.

In des Maien linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die sanften Hügel grünend schwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiser Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath sehnte,
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büsche stehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwischen Gängen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wiesengrund hinfliehen,
Schwäne auf den stillen Wassern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen spielen,
Die laue Luft so lind zu fühlen.

Dort wo sich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufsteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder sich begeben,
Daß durch mag'sche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch schauen,
Jedweden Frühling in den stillen Auen.

In süßer Lust gefangen,
Den sehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen sich ergebend,
Einzig sein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der sel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne streiten,
Ein bitt'res Ende süßer Lust bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin sterben sehen.

Auch todt noch will er sich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß sie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchschauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünstig noch zu lieben
Den süßen Körper fühlt er sich getrieben.
An dem Sarge festgebunden,
Schwinden ihm die schnellen Stunden.
Nicht Durst noch Hunger fühlend,
Spricht er mit seinem Schmerz nur spielend.

Die Diener seh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weise,
Oeffnet den Sarg so leise,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entschlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der schönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber ist verschwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl schon entfliehen,
Einsam auf Berge ziehen.
Da sieht er stille Seen
Vor seinen Augen stehen.
Sind die Schmerzen gleich verschwunden,
Fühlt er sich dennoch fest gebunden.
Das stille Wasser ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen,
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring versenket
Der Weise, der auf seine Rettung denket;
D'rum nach den stillen Seen
Muß sein Auge immer sehen.

Sanct Reinold.

Sanct Reinold als Einsiedel war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergessen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Lust und Leben.
Er sucht sich seine Wahlstatt aus
Bei Kölln, der Stadt am Rheine,
Daselbst zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünscht er noch alleine.

Der Bau war all' sein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er seh'n das Werk,
Sodann nur sterben friedlich.
Schon sieht er, wie der Bogen springt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunst gelingt,
Ist fertig die Kapelle.

Vom Bauen ist Verdruß nicht weit,
Herr Reinold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüsten.

Der alte Ritter sich ihm regt
Ob diesem faulen Wesen,
Treulich mit Fäusten er sie schlägt,
Schilt sie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdrossen seid,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwatzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wollust pflegen;
So seid ihr schlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen soll,
Daß sie zu Frommen taugen."

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang ist er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er sich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu schauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab sich selber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie sie ihn möchten fassen,
Bereden sich zu schlimmer That,
Weil sie sein Strafen hassen.
Faulheit vor allem in der Welt
Ist wohl die ärgste Sünde;
Der Böse fest den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;

Beginnen die zu murren laut,
So sollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtsam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen sie ihn mit Hämmern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n sie wie vom Donnerschlag,
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn sogleich erkannten;
Erschrocken knien sie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott sich wandten.

Prachtvoll ward er bestattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der schwarzen Trauerleute,
Und in der schönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In schwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handschuh ziert den Sarg,
Den Helmbusch sieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erschlagen war,
Auf dieser selben Stelle,
Ward neu errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Das versunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So schritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt', wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wand're schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngste von den zween,
Bereit der Frage war.
Er sprach, das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar.
„Als noch die Burgen stunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth."

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn."

„Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht."

„Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,

D'rum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust:
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust."

„Wohl jene Wasser d'runten
Sind voller Klag' und Schmerz.
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt."

„So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir seh'n wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt."

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit.

Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin."

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen,
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Seh'n sie, die ihm nachschau'n,
Rauschen empor die Wogen,
Seh'n es mit Lust und Graun.

Eintritt in die deutsche Schweiz.

1804.

Freier athmet schon die Brust,
Höher schlägt einsame Lust,
Friede ist es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer stürmt,
Wie sich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr schweift,
Hier auf stiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernst zu uns hernieder strahlt.
Selig, wer da Hütten baut,
Einsam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz sich selbst in sie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz gesenkt,
Der den Dichter auserkor,
Daß er brächt' an's Licht hervor

Alten Heldengeistes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüsten Welt,
Die uns All' in Fesseln hält.
Möcht' ich einst so glücklich sein,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieser schönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederseh'n!

Im Speßhart.

1806.

Gegrüßt sei Du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'rung mir die Brust.

Jahrtausende wohl stand'st du schon,
O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
Und das Gebüsch wie dicht,
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad' und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn sich Dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Wechselgesang.

Der Alte.

Es blinkt im Krystall das flüßige Gold,
Trinke die Wellen, den Müßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth,
Gleich Blumen und Stern scheint Traubenblut.
Laß' dir verkünden ein trunknes Wort,
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Wasser ist Stein doch der Kern,
Feuer und Wasser umarmen sich gern;
Sie zieh'n sich und flieh'n sich, verschwunden dem Blick,
In Blumen bleiben sie gebunden zurück.
Das feurige Wasser des Steines im Kern
Schießt wieder zusammen im Blumenstern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüßigen Geist entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüstern aus leuchtendem Schrank.
Nun sprich mir und sage von Deiner Braut,
Deine Lust sei kühn dem Alten vertraut.

Der Junge.

O Mannes Lust, zu lieben den Freund;
Wie das Auge der Braut ist lieb mir der Freund;

Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie soll ich, Meister, die loben genug,
Deren Blick wie ein Blitz von oben mich schlug?
Hoch ist die Gestalt, aller Wonne Lust,
Das Aug' ist dunkel, stolz schwillt die Brust.
Den Heldinnen gleich, nicht sterblichen Weibes,
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die schwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume sich öffnet, der glaubt,
Es werd' aus der Brust das Herz ihm geraubt.
Wem er lacht, wohl ist der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich so in Lust, fern von Wein und Gesang;
Dich reden hör' ich gern von Wein und Gesang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne sie auch, die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens;
Des schüchternen Mädchens schlanke Gestalt,
Des ängstlichen Flüsterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das gold'ne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar;
Das zierliche Weib dann zum Scherze gesinnt,
Muthwillig wie lüsterne Knaben sind;
Bezaubernd wie sie sorglos sich zeigt,
Verstohlen winkend, wem sie geneigt;
Die blühende Mutter auch, sonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüht,
Wo auf voller Wange die Rose glüht;
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächst wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir schlagen wohl,
Froh in Lust vergeß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft schafft mir Heldensinn
Und Heldentrieb, so jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägt noch in der Brust mir, du machst mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengesang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegslust Zaubergewalt,
Dazwischen der Liebe hohe Gestalt.
Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhm' einst,
Wenn zum Thatenbund Du Dich mir vereinst.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lied' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

A n r u f.

Von Helden und Kaisern Kunde vernehmt;
Wer knechtisch denkt, entfliehe beschämt.
Den Deutschen sing' ich des altdeutschen Ruhms
Herrliche Blume des Adelthums.
Ich hört' und durchdachte manch' Lied, mannich Buch;
Der Kunde nachforschend in Fabel und Trug.
Leiht dann das Ohr mir, erschließt Euer Herz;
Ich sage von Siegen, Ruhm, Freud und von Schmerz.

Des Vaters Abschied.

(Bruchstück.)

Die Faust ist schwach, das Haar ist grau,
Ich mag kein Roß mehr lenken;
Das Herz, ich fühl' es, Sohn! genau,
Will sich zur Grube senken.
Nimm hier den Panzer, nimm das Schwert,
Zieh' hin und sei des Vaters werth!

Grausam hält jetzt der Feind den Sieg,
Die Helden sind gestorben;
Schon dreißig Jahre tobt der Krieg,
Und noch kein Recht erworben!
Vielleicht dem kommenden Geschlecht,
Grünt einmahl wieder Fried' und Recht.

An Siderie.

O könnte Trost vom Himmel scheinen,
Und Hoffnung in Dein sanftes Herz!
Dein Leid, ich macht' es gern zu meinem,
Mitklagen wollt' ich, mit Dir weinen
Und gäbe ganz mich hin dem Schmerz.

Als Thränen in Dein Auge drangen,
Da rührt' es tief mir an die Brust,
Wie wir von Trauer all' umfangen,
Am Licht der Liebe einzig hangen,
In Sehnsucht, Schmerz und dunkler Lust.

Was mich bedrängt, das ruht verschlossen,
So wie in dunkler Grabeskluft;
Dein Anblick hat den Fels erschlossen,
Daß mild in Thränen hingeflossen
Der Gram aus seiner alten Gruft.

Dein Anblick, Huldin! hat auf's Neue
Mir innen das Gemüth bewegt,
Blume der Demuth und der Treue!
Daß ich der Erde gern mich freue,
Wenn sie noch solche Lilien trägt.

Wie wir am Abend aufwärts schauen,
Nicht wild in stürmischer Begier,
Mit sanfter Wehmuth zu den blauen
In Licht geschmückten Sternen=Auen,
So schau' ich, süße Magd, zu Dir.

Ich sehe Dich mit leisem Beben,
Obschon mich keine Furcht bewegt;
Rein bist Du, frei, dem Gott ergeben,
Der, wie Gefahren Dich umschweben,
Liebend die Arme um Dich schlägt.

Der deutschen Frauen Zier und Blume
Seh' ich in Deinem Bild erneut,
Die einst zu schön'rer Zeiten Ruhme,
In frommer Minne Heiligthume,
Geweihter Helden Aug' erfreut.

Fülle der Liebe.

Ein sehnend Streben
Theilt mir das Herz,
Bis alles Leben
Sich löſ't in Schmerz.

In Leid erwachte
Der junge Sinn,
Und Liebe brachte
Zum Ziel mich hin.

Ihr edle Flammen
Wecktet mich auf;
Es ging mitſammen
Zu Gott der Lauf.

Ein Feuer war es,
Das alles treibt;
Ein ſtarkes, klares,
Was ewig bleibt.

Was wir anſtrebten,
Was treu gemeint;
Was wir durchlebten
Bleibt tief vereint.

Da trat ein Scheiden
Mir in die Bruſt;
Das tiefe Leiden
Der Liebesluſt.

Im Seelengrunde
Wohnt mir Ein Bild;
Die Todeswunde
Ward nie gestillt.

Viel tausend Thränen
Flossen hinab;
Ein ewig Sehnen
Zu ihr in's Grab.

In Liebes Wogen
Wallet der Geist,
Bis fortgezogen
Die Brust zerreißt.

Ein Stern erschien mir
Vom Paradies;
Und dahin flieh'n wir
Vereint gewiß.

Hier noch befeuchtet
Der Blick sich lind,
Wenn mich umleuchtet
Dieß Himmelskind.

Ein Zauber waltet
Jetzt über mich,
Und der gestaltet
Dieß all nach sich.

Als ob uns vermähle
Geistesgewalt,
Wo Seele in Seele
Hinüberwallt.

Ob auch zerspalten
Mir ist das Herz;
Selig doch halten
Will ich den Schmerz.

Andenken.

Es ist ein Kind in Weibesblüthe,
Das steht mir ewig im Gemüthe,
Und nimmt mir die Gedanken hin;
Wo sie ist, flieh'n dahin die Tage,
Und ist sie fern, so füllt die Klage
Mir wonnevoll den stillen Sinn.

Laß mich von ihrer Schönheit schweigen,
Sie bleibt in Ewigkeit mein eigen,
Doch bring' ich sie zum Opfer dar:
Die Seele, die Du einzig liebtest,
Die Du in Lieb' und Leiden übtest,
O Herr! Dein Bild und Dein Altar.

In Trauer leuchtet ihre Schöne,
Der Brust entfließen Klagetöne,
Sie ist des Himmels Zauberkind;
Ach, könnte sie vom Schmerz genesen,
Und könnt' ich ihre Banden lösen,
Ich eilte zu ihr, schnell und lind.

Wie würden wir uns selig fühlen,
Es blühte aus den Frühlings Spielen

Ein himmlisch Leben wohl hervor;
Mit Geistes Arm wollt' ich sie fassen,
Die zarte Seele nie mehr lassen,
Und risse sie zu Gott empor.

Dort sänken wir am Throne nieder,
Und sängen dankbar Liebeslieder,
Und blieben ewig dann bei Gott;
Da endet alles Erdenweinen,
Kann uns das Leben nicht vereinen,
Vermähl' uns Du, o süßer Tod!

Und soll ich denn bei ihr nicht weilen,
So laß mich durch die Welten eilen,
Und sende Deinen Diener fort;
So weit den Geist die Flügel tragen,
So weit der Liebe Wellen schlagen,
Ein treuer Bote Deinem Wort.

Ihr Geister aber, Euch befehle
Zur Obhut ich die Engel-Seele,
Daß Ihr die Schwester wohl bewacht;
Eilt zu ihr hin auf jede Klage,
Umschwebet ihre flücht'gen Tage,
Gießt Licht in ihrer Leiden Nacht.

V.

Lyrische Gedichte.

Gebet.

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da Deine Hand mich sichtbar führt?
Das Unglück soll mich nicht zerschlagen,
Dankbar hab' ich es oft gespürt.
Nun fühl' ich recht ein fest Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu schauen;
Dein Wink ist was mich trifft, Dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht streben.

So lange der Natur in Armen
Der erstgeborne Erdensohn
An ihrer Brust nur will erwarmen,
Wo fände wohl sein Herz den Lohn?
Da muß er bald sich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüster Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in seinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie Du leitest,
Die selber sich Dir anvertraut,
Wie allen Du den Weg bereitest,
Die Du als Kinder hast geschaut.
Endlich erwacht vom ird'schen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieser Erd' der Geist entwallt
Zu Gott als seiner Ruhestätte.

Wer einmahl, Herr! Dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geisteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsstufen,
Wo Deiner Liebe Hauch ihn hält;
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an Dich zu ew'gem Bunde.
Frei von der ird'schen Fessel Band,
Dem weltlichen Geschick entzogen,
Leitet fortan ihn Deine Hand
Durch dieses Daseins wilde Wogen.

So laß' auch mich nicht untersinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorsam folg' ich Deinen Winken,
Dein ist mein Trachten, Dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unstät schweifen,
So führe Du mir Freunde zu,
Die Dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen sanfte Ruh,
Männlich vereint mit starkem Triebe.

Mit Muth soll sich der Mann umkleiden
In dieser wilden Zeiten Sturm,

Standhaft dasteh'n in allen Leiden,
Im wüsten Meer ein Felsenthurm;
Je grimmiger die Feinde schnauben,
So fester an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einst die ird'sche Pforte offen,
Der Geist hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

An den Retter.

1803.

Eile herbei zu retten,
O Menschensohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß Dich den Tod gelüsten,
Zum zweitenmahle Dich mit Sieg zu rüsten!
Des Tigers grimme Klauen
Zerreißen Deines Frühlings Blumenauen;
Der Banden all' entlassen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Hassen,
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird schlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erscheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu Dir den frohen Glauben
Soll keiner Arglist Finsterniß uns rauben.
Als König wirst Du kommen,
Des Herzens Opfer ist schon angeglommen;
Nicht ferne sind die Zeiten,
Da man Dir wird die Lagerstatt bereiten.
Als Löwe wirst Du siegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen;

Strafend den Fürst der Bösen,
Wirst Du vom schlimmen Joch Dein Volk erlösen.
Der Ehre treu, dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch Deines Volks Geschlechte;
Vereine Du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe sinkend zu des Königs Füßen,
Laß Deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich Dir den schönen Tod doch sterben.

Auf dem Feldberge.

1806.

Wie still ist es hier oben,
Wo kein Gebüsch mehr blüht,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo nie der Sommer glüht;
Wo selbst der Schall verklungen,
Kein Vogel je gesungen
Sein froh gesellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Auf wüstem Heidefeld
Die Felsen weich umkleidet;
Wohin das Auge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebesä'ten Feldern,
Ein' unermess'ne Welt.

Den Wanderern zusammen
Lodern einsame Flammen
Am Felsenbette auf;
Oede den Pfad herauf,
Ein schaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
Was mir das Herz erfreut,
All' sorgsam das beachte,
Da wird es klar so weit;
Ich sehe sich entfalten
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweise handeln,
German'scher Männer Schar,
Seh' ich sie da und wandeln;
Wo einst ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich sie noch zu sehen,
Den König auch fürwahr.

Aus diesen selben Zeiten,
Scheinend im Nebelrauch,
Sind wohl, die dort sich breiten,
Die Hünengräber auch;
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frei im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen,
Im hohen Sieger Glück,
Die Helden vor und bringen
Freiheit der Welt zurück.
Es strömt die Fluth der Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt sie uns zurück?

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem soll unser Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenschuld'gen,
Aber wann erscheint der Held?
Hoffnung zeigt sich schon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht sinkt;
Laß den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einst bezwingt.

Einmahl wird das Glück sich wenden,
Schnelle wankt des Bösen Macht,
Einmahl muß der Gräuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Uns'rer Ahnen alte Kunde
Ist es, was mir Hoffnung giebt;
Wann, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die schöne Freiheit hin;

Deutschland mußte Fesseln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchster Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieses edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerstört die deutsche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiserhaus,
Wie die Zwietracht sich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, dessen feste Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, dessen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor Allen unerschüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wildsten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldensprossen
Von dem heiligen Geschlecht,
Das, so oft auch Blut geflossen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
D'rum, bis zu den letzten Tagen,
Wachse dieses Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geschafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;

Fürsten sind die Frei' und Kühnen,
Edel ist des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte,
Sei als König uns begrüßt.

Frieden.

Im Sommer 1806.

Wohl mag in diesen Zeiten
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie mocht' es wohl besteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Bissen,
Von Gier und Angst zerrissen,
Nichts Hohes athmen soll?

Soll aber schon hienieden,
Von Gott herab, der Frieden
Gürten der Erde Brust,
Daß fern der Mensch von Reue,
Sich Eins in schöner Treue,
Des Himmels sei bewußt;
So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einst versprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seid wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So schweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widersprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles fassen,
Als wild ein wüthend Hassen
Mit Blindheit euch umspann.
Der Tod entstieg dem Grab,
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid sah'n die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meinen
Der Mensch, er sei nun frei;
Und doch in tiefem Herzen
Die rettungslosen Schmerzen,
Der schöne Bund entzwei.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun schwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Findt keiner Hoffnung Land.

Was schnöde ihr zerstörtet,
Da ihr euch selbst bethörtet,
Kann Hochmuth nicht erbau'n.
Was möchtet ihr ersinnen?

Ihr seht es all' zerrinnen,
Habt selber kein Vertrau'n.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erschaffen?
Der Mensch kann sich nichts schaffen,
Als nur sein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erst in Liebe glühen,
Erschließen euren Sinn;
Laßt euch die Worte mahnen,
Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!
In stiller Brust genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

An den Ufern des Mains.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom sich schlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfrischend durch die Wiesen dringt,
Des Schiffleins stille Bahn, gezogen
Auf schlangengleich gewundnen Wogen,
Sich um die Berge schwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom starken Sonnenstrahle,
So goldnen Weines Trank erschafft,
Der einst die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Brust erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh gesinnt die deutschen Franken,
Voll Kraft und Lust,
Am schwachen Trübsinn nie erkranken,
Fröhlich des freien Muths bewußt;
Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigen der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutschen Lust;

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verschwand der Schmerz.
Was sanft im Lied' ergossen weinet,
Starrt schweigend innen sonst versteinet,
Wie kaltes grauses Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild.
Oft spiegelt sich in diesen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen,
Ist auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem sel'gen Mann,
Der seines Herzens nur erkühnen
Und sich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich d'rum des Maines,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der schöner dort begann.

An seinen Freund.

Im Herbst 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieses Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angstvoll bittern Wehen,
Wie Deine Augen sehen
Bluten das Vaterland;
Und unsers Frühlings Bette
Ruchlosen Raubes Stätte.

Wie still es hier auch scheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie sich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grausen spüren,
Ich ahne all' den Mord;
Je fern und fremd' entrückter,
So schmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Trost noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Brust.
Zwar Freiheit nicht von Ketten,

Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'sche Lust;
Wer aber Gott sei eigen,
Wird jetzt sich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder,
Vom Vater zu uns nieder,
Des heil'gen Marterthums;
So laß' den Muth nicht sinken,
Folge den Gottes Winken,
Ledig des ird'schen Ruhms;
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual.
Zerrissen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie schwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet,
Lächeln sie lichtbegnadet.

Soll dann in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als schnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend schweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die Drei so einst verbündet,
Der Freiheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren sie die Dreie,

Nur irdisch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz;
So laß uns zwei es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unsers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sei inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entsteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unsre Einung
Der Glaub' an die Erscheinung
Der Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig streiten,
Sind Bürger Einer Zunft;
Wo zwei in Gott beisammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sei jeder uns willkommen:
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund sich mehren
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerstiebt.
Aus Keimen, zart verschlossen,
Wird bald ein Weltall sprossen.

Allmächtig ist die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langsam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten

Und himmlisch sich gestalten,
Die erste Christenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einst dieß Dulden,
Durch unsers Gottes Hulden,
Sich wendet noch im Tod;
Daß wir noch glorreich sterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmlischen Gebot;
Wie jene freud'gen Scharen,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergossen,
In Strömen Blut geflossen,
Blüht nur der Heldensinn.
Die irdische Zerstörung,
Der grimmen Lust Bethörung,
Wie brächte sie Gewinn?
Nur wer sich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle selbst entstiegen,
Ist jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geschieht;
Zum Kampf soll sich bereiten
Der Christ, für Gott zu streiten,
Bis der ihn zu sich zieht.
Des Muthes woll'n wir stehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahres 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja schon sterbend,
Doch den Hader nicht vergessen,
Dünkels noch vermessen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geschlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'st vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verschwinde,
Alle Deines Heiles Licht erkennen,
Und in Dir verbündet,
Gern sich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürft' erzittern

Wohl Dein Volk, wenn einig wieder,
Es wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerstörung uns umschnauben,
Steht nur fest der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schicksal rauben.

Jenen keimt, das Herz bethörend,
Selbstzerstörend,
Hier ein Gift, uns zu umschlingen,
Fesselnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben.
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habsucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unser Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'schem Ruhme trunken,
Lag in Lust versunken,
Sterbend hießest Liebe auferstehen!
Müssen Deine Krone
Wir so arg verspottet sehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne,
Wüthend so durch Deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Woge schwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens sinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen schon verstummt erblassen.
Nirgends schimmert Rettung,
Sturmwind naht sie zu umfassen,
Und in schrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer fassen.

Einsam muß der Treue wallen,
Einsam fallen,
Wandeln an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen.
Kraft ist seinem Munde
Wort und Lied umsonst verliehen?
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel strömen aus der Kehle,
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend
Noch den Geist, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkoren;
Mit den Zeichen spielt er,
Deren hoher Sinn verloren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt schon lebend, und dem Nichts geboren.

Soll dieß Elend nimmer enden,
Nie sich wenden,
Soll erloschen und verdorben,
Innen ganz erstorben,
Gott, Dein Ebenbild der Mensch verlieren?
Soll sich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts Göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht gestritten,
Und den Tod erlitten,
Das Gespenst der Hölle zu zerstören;
Er, der all' vereinet,

Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, so weit der Himmel scheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen schon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finsterniß und Gutes ernst sich scheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angstvoll klagt der irdisch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Diese Felsen, die jetzt brechen,
Alle sprechen
Von der göttlichen Erscheinung.
Selige Vereinung
Ernten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir d'rum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

An Corinna.

1807.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl Dein Geist erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt sich Dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'st Du, ach! beklommen
Aus dieser fremden Welt.

Du sahst des Elends Spuren
Auf jenen schönen Fluren,
Wo alle Künste blüh'n;
Des Krieges rauhes Wetter
Umstürmt die kühnen Retter,
Die für die Freiheit glüh'n;
Um schroffer Felsen Riff
Wird schwankend fortgezogen,
Auf wilden Meereswogen,
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachsen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüften,
Des Südens Blumendüften,
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geist sein Grab
Im Felsen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken,
Wer sich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde,
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus bestimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Mensch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück,
Durchleuchtet nur vergebens,
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einsam uns zurück.

O möchte Trost sich nahen,
Gesang Dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Brust!
Laß Dir ein Wort verkünden,
Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heitrer Lust.
Ja, schon hienieden grünt
Des Himmels sel'ger Garten,
Wer heimlich sein zu warten,
In Demuth sich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben

Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In diesen Heiligthumen
Quillt neu stets der Genuß.
Was unsre Brust zerstört,
Löſ't hier sich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einst bethört.

Ja auch des Nordens Schauer
Entkleiden sich der Trauer,
In sanftem Frühlingsglanz;
Die neu belebten Fluren
Geschmückt mit Himmelsspuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht scheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das gestirnte Blau.

Die schon im Tod Verlornen
Und die noch Ungebornen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geister
Sind Glieder auch und Meister
Des irdischen Vereins;
In allen schlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freien Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löschen jeden Schmerz.

Ja, selig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,

Der sich der Lieb' ergiebt;
Es blüht ein neues Leben,
Die Himmel niederschweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'schen Fluthen
Gilt ewig wüster Streit.

So sterbe denn, was sterblich,
Wirf von Dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;
Es knüpft an alle Seelen,
Die frei das Schöne wählen,
Dich fest ein hohes Band.
Auch steht noch unbesiegt
Der Freiheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber Alles sinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte versanken,
Unsterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfassend alle Zeiten,
Die sanfter dort entgleiten,
Winkt Dir als Ruhestatt.

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahres 1807.

Väter, Söhne, Brüder, strömt herbei!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Ist errettet, ist nun wieder frei,
Dem Gefangnen ist's gelungen,
Zu den Brüdern ist er heimgekehrt;
Sehnsucht hätt' ihm fast das Herz verzehrt,
Freude lös't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preis't,
Die dem Krieg sein Schwert zerbrochen,
Sinkt erinnernd in sich selbst sein Geist.
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt sein deutsches Herz;
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz
Hat die Wort' er ausgesprochen:

„O seid nur jetzo treuer,
So zeigt sich bald ein neuer
Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja Schlimm'res wohl verschuldet,
Und sind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz soll grünen
Aus der Zerstörung Sieg,
Neu sich der Geist erkühnen
Und jeder Zwist versühnen,
Nach langem Bürgerkrieg."

„Sind uns're Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht und das bittre Joch?
O wollt nicht länger säumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch.
Wie soll sich frei entfalten
Der edle deutsche Geist,
Und wieder groß gestalten,
Wenn ihr nicht erst die alten
Laster vom Herzen reißt!"

„Wo warst du, deutscher Adel?
Man sah nur Schand und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach schnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;
Was helfen sie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magst den stolzen Rücken
So knechtischer denn bücken
Bis nieder in den Staub."

„Es zürne dem Gesange
Ob solchem herben Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg sich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergossen sie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freien Mannesmuth."

„Ihr, die Gott ausersehen,
Die Wahrheit zu erspähen,
Begeistert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart Ihr selbst Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,
Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel soll anstreben,
Dieß innre Geistesleben,
Und ist ein Heiligthum.“

„Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geschichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt Ihr noch gestritten,
In der Zerstörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerschlagen,
Der Ichheit kalte Lust
Berauscht' Euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geschlagen
Euch in der hohlen Brust.“

„Ihr Fürsten auch des Landes,
Vergaßt des alten Bandes
Getäuscht durch fremden Trug.
Gewiegt in falschen Sitten,
Wart selbst Ihr fremd inmitten
Des Landes, das Euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O, hättet Ihr die Ahnen
Des Ruhms Euch lassen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.“

„Die Ihr das Deutsche hemmtet,
Dem Recht' Euch widerstemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde,
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freien Thron,
Werft Euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seid ernst wie sie und bieder,
Seid rechte Fürsten wieder,
Und werdet endlich wach."

„Du Volk, das dankvergessen,
Nur tadeltest vermessen,
Was Hohes Dir erschien;
In der Verblendung lebtest,
Unwürdig Dich bestrebtest,
Was groß, herabzuzieh'n:
Bis dann die Dir Gesandten
Zu spät Dein Loben preis't,
So manchen lang verkannten,
Unwürdig oft genannten
Von Gott erfüllten Geist."

„Wann ehrtest Du im Stillen
Der Kaiser biedern Willen,
Die es so treu gemeint?
Du folgtest jedem gerne,
Nur Deinem rechten Sterne
War nie Dein Sinn vereint!
Gern wüschet diese Flecken
Ihr jetzo von Euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit Eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!"

„Frei ist von Schuld nicht Einer,
Ja, von uns allen Keiner,
Ist, der nicht schwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen,
Und endlich das erkennen,
Was uns so lang verwirrt.
Wir stehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch.“

„Wie der in wilder Wüste
Wohl einsam rufen müßte,
Wo ihn kein Auge sieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erschalle Du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch sind, verbündend,
Besiegend Schmach und Tod.“

„So lang der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder schallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forscher denkend
Die ew'gen Wunder seh'n,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder senkend,
Wird Deutscher Geist besteh'n.“

„Und wären auch des Bundes,
Im Raum des Erdenrundes,
Genossen weit zerstreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,
Der Bund ist bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die schon sich offenbart,
Soll sich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur sei sie treu bewahrt."

„Nicht kaltem Dünkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wem deutsch das Herz noch schlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sei jedem großen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwist uns spalten,
Den Geist nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt."

Also sprach er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Lob und eitler Klage scholl,
Was den Brüdern er gesungen.
Der gefangen war, ist wieder frei!
Väter, Söhne, Deutsche strömt herbei,
Ewig fest in Eins verschlungen."

Gute Zeichen.

1808.

Des Krieges grauser Arm umschloß die Erde,
Doch seh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergossen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habsucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tiger schleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

D'rob zitternd will die falsche Brut verzagen,
Die Nacht ist finster, doch bei stillen Flammen,
Harret der stolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe schlummert noch verborgen;
Wacht er, so stürzt des Tigers Bau zusammen,
D'rum lodert auf, ihr Flammen, laßt es tagen!

Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der Deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.

Es schafft ein ernster, tiefer Sinn,
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur Todes Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Freiheit.
1807.

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

Frei sich regt und froher
Ahnung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.

Linde Blüthenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Lust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet,
Sich den Freund erkor.
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie alles auf.
Irdisch hier in Thränen
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnsucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth.

Bei der Abreise Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Louise, Erzherzogin von Oesterreich.

1810.

Mischt sich Trauer denn in jede Lust?
Was der fromme Kaiser leidet,
Weil die hohe Tochter scheidet,
Fühlt jedwede treugesinnte Brust.
Hoffnung, die mit Trost uns weidet,
Du allein nur linderst den Verlust!

Hoffnung, daß der Leiden trübe Nacht
Sich in heitres Licht verkläre,
Daß des Schicksals ernste Lehre
Milde Frucht zum Lohn der Zeit gebracht;
Friede blühend wiederkehre
Durch der Unschuld göttlich holde Macht.

Heil der neuen Kaiserin, der Braut!
Wünsche hört man hoch erschallen;
Wie des Meeres Wogen wallen,
Strömt das Volk, das liebend nach Ihr schaut.
„Glück und Wohlfahrt, Heil" von allen
Lippen tönt's, ein Einz'ger Segenslaut.

„Immer glänz' Ihr Aug' in heiterm Licht,
Engel sollen Sie begleiten,
Schützend Ihr den Weg bereiten,
Daß es nie an Freude Ihr gebricht;
Ruhm auf jedem Schritt sie leiten
Vor der Welt und Gottes Angesicht."

„Es umschweben strahlend Sie und mild
Aus der Reihe hoher Ahnen,
Alles Ruhmes Sie zu mahnen,
Jener frommen Kaiserinen Bild,
Die auf würd'ger Tugend Bahnen
Wandelnd, oft der Völker Schmerz gestillt."

„Bei Ihr sei Theresia's Geist und Muth,
Die als Mutter auf dem Throne,
Nicht gefühlt den Druck der Krone,
Groß im Unglück wie im Glücke gut;
Und der Nachwelt Segen lohne,
Was Ihr Herz noch Gutes wirkt und thut."

Der heilige Dulder.

1811.

Es ist ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie hat Blut vergossen;
Fromm ist er und ein Hirt genannt,
Nur Segen kommt von seiner Hand
Und himmlisch Heil geflossen.

Dem Geier, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerstanden;
Er kennt des Tigers blut'ge List,
Den Drachen, der im Abgrund ist,
Frei wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend seine Werke;
Schnell hat er sich von dem gekehrt,
Seitdem ist ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder stärke.

Die Herrscher schimmern sonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen;
Doch faßt sie grimme Todesqual,
Sie müssen fort zum grausen Mahl,
Zerbrochen sind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt,
Und unten braus't die Hölle;
Im Himmel ist des Hirten Zelt,
Den keine ird'sche Fessel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt schon hier,
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er, Erlöser Dir!
Er sieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Gesichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn,
Im Glauben sich zu gürten.
Er ist's, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Herrscher! Euch von Eurem Thron,
Zu beten vor dem Hirten.

Gesang der Ehre.

Zu Ende 1812.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

D'rum sei jener hochgepriesen,
Kaiser Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf seinem Völker-Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, strahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

Leuchtend ob dem Eisgefilde,
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluthen im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen sie zum Himmel.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder Eins im alten Bund,
Hoch als Sieger Ihm gelingen,
Alle bald den Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten;

Lichter Stern, der uns erschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd einst worden!

Unsre Zeit.

1820.

Siegeslieder hört' ich singen
In den Gauen weit und breit;
Unsers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreier,
Selbst der eignen bangen Brust?
Werdet frei erst, wahrhaft freier,
Innen Gottes Euch bewußt!
Werft vor Seiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Lust!

Und Ihr andern wollt beschwören
Durch ein künstlich Nichts den Sturm?
Wen kann solch' Geweb' abwehren,
Selbst zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Also ruft die Stimm' uns allen,
Nieder stürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unser Beten,
Schließest Du der Gnade Born?
Willst die blut'ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil'ge auf den Rossen,
Siegreich in des Worts Geschossen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir an's Herz dem Vater
All die Schreckensorge nur;
Daß Sein Licht uns dien' als Rather
Und Sein Wort zur Lebensspur!
Es vergeh'n noch Sternentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh' verklärt wird diese Flur.

Wenn dämonische Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
„Wie läßt Gott sie also schalten?"
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll sich neu die Welt gestalten,
Läßt er frei das Böse walten,
Bis das Licht entsteigt dem Schmerz.

Fluthen seh' ich furchtbar rauschen
Ueber Fluthen auf uns her;
Lüg' und Mord den Scepter tauschen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag sich widerstemmen,
Keiner die Zerstörung hemmen;
Gott allein ist hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod entreißt,
Und ob der Verwesung schwebet
Gottes ew'ger Lebensgeist.

Also wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menschen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einst der Heiland aus dem Graus,
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn schon selbst im Geist erschüttert,
Ob des Jammers tief er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und schafft allmächtig
Sein befreiend Lebenswort.
Auf zum Himmel strahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer sind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig,
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder fest den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob schwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird sich's schlagen,
Hin zum Felsen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieses Schiff ist es alleine
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieser Felsen ist der Eine
Feste Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier ist himmlisch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felsenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'schen Traum.

Wenn die Wurzeln dieser Pflanze
Bis zum Abgrund niederzieh'n,
Ist die Geisterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blüh'n.
Hier auch soll sie sich ausbreiten,
Und der Wechsel aller Zeiten
Ist nur ihres Laubes Grün.

Also laßt den Kampf uns tragen,
Unser Felsen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!"
Laßt uns streu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft" ist Sein Nahmen,
Und gerecht ist das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einst der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüste,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unsrer Liebe Flügelschlag.

VI.

Geistliche Gedichte.

Klagelied der Mutter Gottes.

Es weint das Kind schon Liebesthränen,
Und fühlt ein ängstlich Muttersehnen,
Wenn es das Licht erst kaum erblickt;
Zu ihr hin schlägt es auf die Augen,
Will an dem Herzen fest sich saugen,
Das kleine Wesen, süß beglückt.

Der Jüngling flieht in Waldesdunkel,
Nachtwandelt still im Mondgefunkel;
Um Liebe klagt sein irrer Sinn.
Bald steht er da am frühen Grabe,
Und der Erinn'rung Todeshabe
Bleibt für den Erdensohn Gewinn.

Es drängt den Mann zu Kampfesthaten,
Für Licht und Recht zu dulden, rathen,
Ob seiner Väter Land und Haus;
D'rob blutend in der Todeswunde,
Haucht treu noch da dem Bruderbunde,
Er gern den freien Athem aus.

Es klagt im Schleier um den Gatten,
Der Söhne Trübsal, oft im Schatten
Der öden Nacht, das Witwenherz;
Ihr steh' ich hülfreich in der Nähe,
Bis zu dem Retter in der Höhe
Aufsteigen kann ihr frommer Schmerz.

Bedrückt, armselig, mühbeladen
Wandelt der Knecht auf Dornenpfaden,
Erseufzend oft dem harten Joch;
Mitleidig durch das Erdgewimmel,
Blickt freundlich doch auf ihn der Himmel,
Labt ihn am stillen Abend noch.

Auch den Beherrscher auf dem Throne
Drückt nieder seine Eisenkrone,
Er sehnt sich nach dem kühlen Grab;
Sein Herz bedrängen Unheilswogen,
Der Traum der Zeit ist schnell entflogen,
Und schlingt die Völker mit hinab.

Es lächelt noch der Sonn' entgegen,
Rückschauend auf des Lebens Wegen,
Mit sanftem heiterm Blick der Greis;
Er lächelt ob der Jugend Leiden,
Und trauert um der Menschen Freuden,
Singt still der ew'gen Liebe Preis.

Der Sünder auf dem Krankenlager,
Er schreit zu Gott, von Grame hager,
Fühlt Liebe in der wehen Brust;
Da träufelt in die wunden Glieder
Die ew'ge Gnade Balsam nieder,
Ihm naht im Tode Himmelslust.

Wer still und fern vom Weltgewühle
Den Himmel sucht mit dem Gefühle,
Einsam versenkt in die Natur;
Dem kann ihr Schein den Geist nicht füllen,
Es kann nur Gott das Herz ihm stillen,
Im wilden Thal der ird'schen Flur.

Doch sprechen dunkler Liebe Spuren
Noch laut aus allen Creaturen,
Die Gottes Vaterhand erschuf.
Es wollen noch zusammenstimmen,
Zerrissen einsam, alle Stimmen,
In seiner Allmacht Herzensruf.

Klagend schreit auf das Thier der Wüste,
Als ob es um sein Leiden wüßte,
Von Gluth versengt und Durst entbrannt;
Und wiederhallt es aus den Klüften,
Weil Raubgeflügel in den Lüften
Herniederkrächzt vom Felsenrand.

Lechzend am Quell mit durst'gem Munde,
Den Pfeil im Herzen, kühlt die Wunde
Der Hirsch, des Waldes hohe Zier!
Weil Thränen noch dem Aug' entbeben,
Entquillt der Brust das warme Leben,
Und nieder sinkt im Blut das Thier.

Die Lämmer auf des Frühlings Weide,
Hüpfen den Kindern gleich vor Freude,
Verblutend bald die kurze Lust;
Der Nachtigallen Liebesklagen
Hört man aus dunkeln Zweigen schlagen,
Sehnsüchtig girrt es aus der Brust.

Die Blumen sehnen sich zum Lichte,
Mit kindlich hellem Angesichte
Breiten sie bunt die Blätter aus;
Es sind der Erde Sonnenblicke,
Daß sich als Bild des Himmels schmücke,
Blüthenverhüllt des Grabes Haus.

Auch aus des Waldes hohen Zweigen,
Die sich in Windes Rauschen neigen,
Säuselt ein tiefer Klageton;
Und in dem freien Luftgefilde
Flattern der Wolken Dunstgebilde,
Und eilen räthselhaft davon.

Das Silberspiel der Felsenquelle,
Der sanfte Lauf der Stromeswelle,
Sie rauschen all' dem Meere zu;
Dort von der Sehnsucht hingezogen,
Brausen in Trauer fort die Wogen,
Schlagend an's Ufer sonder Ruh.

In Frieden glänzt des Himmels Stirne,
Und vor dem hellen Nachtgestirne
Muß schnell des Tages Gram verweh'n;
Das Herz blickt auf zum Lichtvereine,
Bald in des Mondes Zauberscheine
Muß es in Wehmuth niedergeh'n.

Ob auch des Himmels Glanz entsiegelt,
Der Abendstern im See sich spiegelt,
Es schließt sich nicht der Schmerzen Thor;
Mitleidig blickt die Nacht hernieder,
Das Meer bewegt, tönt ewig wieder,
Wehklagend braus't die Well' empor.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Creatur.

In Hoffnung selig sind die Seelen,
Die noch in Schuld sich reuend quälen,
An dem geheimen Geisterort;
Heiß strömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht sich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreiers Wort.

O, könnte wer den Schleier heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menschen Herz würd' es zerspalten,
Die ird'sche Brust könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erschreckt.

Oft von der Erde dunklem Tage,
Tönt hier herauf die Seelenklage
Von Allen, die sich einst geliebt;
Die Geisterwelt mit ihren Schmerzen
Greift in der Menschen irre Herzen,
Wie uns ihr Leiden mit betrübt.

Ich war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater umgethan;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß steht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes süße Engelschar;
Ernst walt' ich ob des Himmels Freuden,
Doch in der Liebe sel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach dem Sohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz;
Um Gnade für der Reue Kinder,
Erlösung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebesschmerz.

Als ich allein vor Gott gewesen,
Da sehnte zitternd sich mein Wesen
Nach seiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahnend süße Wehmuth,
Besiegt von des Verlangens Macht:

Daß Gottes Herrlichkeit so klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund;
Auf daß in des Geschöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden schüfe,
Ihn priese aller Himmel Mund.

Als nun gestillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut;
Ward ich zum Mitleid auserlesen,
Der Liebe Amt, ob allen Wesen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerflossen,
Fürbittend, flehend hingegossen,
Nehme mich meiner Kinder an;
Des Vaters Herz schlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort ist voll zugegen,
Das Licht des Geistes aufgethan.

So brecht herein, ihr sel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade süß vereint.
Kommt her, ihr Schwestern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen, hoch und nieder,
Ein jedes Wesen, das da weint.

In Trauer leuchten auch die Geister,
Des Zeitgebildes hohe Meister,
Die Sieben, die am Throne steh'n;
Sie ändern nichts in der Bewegung,
Doch fühlen sie des Mitleids Regung,
Wenn sie des Weltalls Irrsal seh'n.

Die Cherubim im Flammenschwerte,
Die mit dem Blitz Gott selbst bewehrte,
Ob wer Sein Heiligthum entweiht;
Sie schau'n aus tausend Liebesblicken,
Zitternd von seligem Entzücken,
Gerührt in diese Herrlichkeit.

Der Seraph eilt auf Windesflügeln
Des Lichtes Fülle zu entsiegeln
Weit in die Schöpfung von dem Thron;
Im Feu'r der Liebe zu verschönen,
Naht er der Demuth, sie zu krönen,
Und freut sich ob des Dulders Lohn.

In Thränen möchten oft zerfließen
Die Engel, deren Schutz genießen
Der Mensch auf seiner Wallfahrt soll;
Wenn sie die anvertraute Seele
Hinstürzen seh'n in wilde Fehle,
Dann ist ihr Sinn des Leides voll.

Glaubt ihr, daß Christus nur in Wunden
Um euch den bittern Schmerz empfunden,
Als Er am Kreuz den Tod bestritt?
Als von der Dornenkron' umschlungen,
Das Herz vom Lanzenstich durchdrungen,
Er für die Welt das Opfer litt?

Weit herber muß Ihn Gram durchbohren,
Wenn jene, die Sein Blut erkoren,
Ihm untreu sind, und von Ihm geh'n;
Viel grauser wird Sein Herz zerrissen,
Wenn Er von gift'ger Schlange Bissen
Verwundet muß die Seinen seh'n.

Das, was Er litt, kann niemand sagen,
Nicht Menschen und nicht Engel Klagen
Ergründen je des Sohnes Tod.
Ich, die am Herzen Ihn getragen,
Kann es allein mit Worten sagen,
Mitsterben Seinen Liebestod.

In der zerfall'nen Pilgerhütte,
Armselig in der Thiere Mitte,
Lag da im Glanz das Kind vor mir.
Ganz selig um das Neugeborne,
Pries ich den Herrn, als Hocherkorne:
„Gern opfr' ich alle Schmerzen Dir.“

Bei der Verkündung Seiner Leiden
Fühlt' ich ein Schwert mein Herz durchschneiden,
Das fuhr mir ahnend in's Gebein.
Dasselbe Schwert zu sieben Mahlen,
Schlug mich mit herben Seelenqualen,
In stets erneuter Todespein.

Als ich in Oede flüchten mußte,
Verfolgt mich kaum zu retten wußte,
War Er mein Licht in dunkler Nacht.
Wir irrten einsam durch die Wüste,
Ich reicht' Ihm dar die treuen Brüste,
Mich hat Sein Auge angelacht.

Als ich den Sohn verloren wähnte,
Mich angstvoll suchend nach Ihm sehnte,
Und Ihn im Tempel wieder fand;
Da fühlt' im bangen Mutterherzen,
Verlassen, öd' ich tief die Schmerzen,
Bis Er in Schönheit bei mir stand.

Als nun der Feind Ihn aufgefunden,
Der Scherg' Ihn führte hart gebunden,
Ihn fort aus Seinem Garten riß;
Klagt' mitgefangen meine Seele,
In ihrer ird'schen Kerkerhöhle,
Daß man den Heiland ihr entriß.

Jetzt bei dem großen Opferwerke,
Gab Er mir selbst in's Herz die Stärke,
Daß ich den Anblick duldend trug;
Als Er voll Wunden und zerschlagen,
Auf Golgatha die Schmach getragen,
Wo man an's bitt're Holz Ihn schlug.

Ich sah, auf jenem Berg gestanden,
Des Menschen Sohn in Blut und Banden,
Am Kreuz gen Himmel ausgestreckt;
Der heil'ge Vorhang war zerspalten,
Dem Grab' entstiegen Nachtgestalten,
Die Erde zittert' tief erschreckt.

Der Geister Schar verstummend bebte,
Weil finstre Nacht hernieder schwebte,
Als sollt' der Welten Ball vergeh'n.
Es lag auf meinem Schooß gestorben,
Der mir die Glorie hat erworben,
Todt mußt' ich den Gesalbten seh'n.

Als nun den heil'gen Leib mit Klagen
In Balsam wir zu Grab getragen,
Verschlossen in den Stein gelegt;
Da sprengt das ew'ge Wort die Banden,
Der Herr der Welt ist auferstanden,
Den meine Liebe ewig trägt.

Auf Seiner Allmacht Thron erhoben,
Blickt Er noch von der Glorie oben,
Mitleidig in der Erde Thal;
Dem ew'gen Aug' entgehet Keiner,
Ist wo des Heils bedürftig Einer,
Giebt Er sich hin zum zweiten Mahl.

Sieht Er die Seinen irr, bekümmert,
Der ew'gen Liebe Bau zertrümmert,
Verspottet Seines Todes Werth;
Da bluten wieder Seine Wunden,
Von neuem sieht Er sich gebunden,
Und mich trifft siebenfach das Schwert.

Wie sich am Himmel Wolken thürmen,
Aus denen dunkle Flammen stürmen,
Zerstörung blitzend weit und breit;
Erhebt sich oft den Erdgeschlechten,
Den Sieg der Zukunft zu erfechten,
Verworren unheilschwangre Zeit.

Da streckt hernieder mit Erbarmen
Des Sohnes Hand sich zu den Armen,
Daß sie erstarkt der Gnade Geist;
Es blüht das Paradies zum Lohne,
Auf jeden harrt die Siegerkrone,
Der treu und wahrhaft sich beweis't.

O Volk! zu großem Werk geboren,
Das Gott zum Kampf hat auserkoren,
In Seiner Liebe furchtbar'n Rath;
Die Hoffnung sollst du treu bewahren,
Den Glauben herrlich offenbaren,
Ein Fels der Lieb' in Wort und That.

Die Zwei, die lange todt gelegen,
Beginnen göttlich sich zu regen,
Des Vaters Wort und die Natur;
Die Stund' ist da, das Werk zu gründen,
Laßt euch von Gottes Geist entzünden,
Herzmuthig folgt der lichten Spur.

Der hohen Offenbarung Boten,
Vom Schooß des ew'gen Lichts entboten
Eilen die Zeugen schnell heran;
Das ew'ge Wort in neuer Stärke,
Des Geistes lichte Wunderwerke,
Künd'gen die letzte Zeit euch an.

So kommt herein von allen Seiten,
Dem Tag des Herrn euch zu bereiten,
Eh' sich das Thor auf ewig schließt;
Von dem Altare strahlt das Hoffen,
Noch steh'n des Tempels Hallen offen,
Wo sich der Gnadenquell erschließt.

Soll ich denn immer um euch weinen,
Ruft Er vergebens stets den Seinen,
Und strömt' umsonst Sein heilig Blut?
O, möchtet ihr das Licht erfassen,
Und von der nicht'gen Täuschung lassen,
Endlich entflammt in Gottes Muth.

Eilt nur hinaus auf allen Wegen,
Es naht des Himmels voller Segen,
Er, der Gerechte, lichtumkrönt
Aus dunkeln Wolken strömt Er nieder,
Bis nach dem letzten Siege wieder
Der Auserwählten Lied ertönt.

O, daß zergingen alle Ketten,
Könnte mein Flehen Alle retten,
Und bliebe Keiner ewig blind;
Daß bald der Eine Hirt die Seinen
Zu einer Herde mag vereinen,
Die noch in Schuld verworren sind.

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tages Kampf die Sabbath-Wonne,
Und macht die Glorie offenbar.
O, möcht' erst im Triumph ertönen,
Der Siegsgesang in neuen Tönen,
Gesungen von der Sel'gen Schar.

Da herrscht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu sich verklärt die Erde hat.
Von Gott wird dann hernieder fahren,
Im lichten Schmuck sich offenbaren,
Wie eine Braut die heil'ge Stadt.

Jerusalem im Strahlenkranze,
Sie leuchtet im krystallnen Glanze
Mit zwölffach offnem Gnadenthor;
Kein Schwert mag diese Burg versehren,
Weil lichte Mauern sie umwehren,
In Frieden wallt der Sel'gen Chor.

Da strömt am Stuhl von heil'ger Stelle
Des neuen Paradieses Quelle,
Wo jeder ewig Labsal trinkt;
Gestillt wird jegliches Verlangen,
Wenn Er kommt, Der es angefangen,
Und Der auch die Vollendung bringt.

Das hat der Tempel schon verkündet,
Den Salomo einst hat gegründet,
Der Weisheit Bau im Bild' umfaßt;
Zum Himmel hat er sich erweitet,
Strahlend auf Erden ausgebreitet
Für Alle, so die Gnad' erfaßt.

So wird die Kirche triumphirend,
Im Glanz der Sterne Bau vollführend,
Vor Gott in Demuth leuchtend steh'n.
Das ist mein Schmuck und meine Würde,
Das da verklärt, vereinigt würde,
Wen je berührt mein Liebesfleh'n.

Wie eine Rose blüht in Freude,
Leuchtet umstirnt das Weltgebäude,
Die Morgenröth' ist aufgethan;
Versöhnt sind des Verlangens Schmerzen,
Und Seligkeit dringt mir zum Herzen,
Die keine Zunge sagen kann.

Noch weint die Braut, und ruft vergebens
Nach Ihm, dem vollen Quell des Lebens,
Der herrlicher sich stets enthüllt;
Zu Ihm sehnt sich die Seele klagend,
Bis Er die Arme um sie schlagend,
Sie ganz mit Seiner Wonn' erfüllt.

Noch deckt ein trüber Witwenschleier
Der künftigen Vollendung Feier,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einst der Schleier wird gehoben,
Muß ewig Klaggesang erhoben
Von allem, was da athmet, sein.

Heilige Sehnsucht.

(Nach dem Lateinischen).

Es flog in Eil vorbei der Räuber Adler,
Und schoß hinunter in das Todesmeer.
Die strengen Wächter sind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler;
Die Schlange zischt von unten Gift uns her.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im ersten Morgenweh'n.
O, möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel steh'n!

Laß durch die Schöpfung deine Flammen schießen,
O Morgenstern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Ries' im Lauf, sich zu ergießen:
Erlös' uns von dem kalten, öden Nichts.

VII.

Gedichte aus dem Indischen.

Vorwort.

Diese Bruchstücke indischer Dichtkunst sind zuerst im Jahre 1808 als Anhang zu dem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier*) erschienen, um eine lebendige Beispielsammlung jener alten Poesie aus dem Lande der Urwelt zu geben und einige Stücke desselben vorzüglich auch um als Belege zu der Abhandlung über die indische Philosophie zu dienen. Diesem Zwecke können sie jetzt, nachdem ein solcher Reichthum indischer Quellen aller Art in den letzten Jahren für die Forscher zugänglich geworden und schon vielfältig bearbeitet ist, nicht mehr in dem gleichen Maaße entsprechen. Dagegen mögen sie wohl ihren dichterischen Werth auch jetzt und noch ferner behaupten; und was die Uebertragung und manche wesentliche Unvollkommenheit derselben betrifft, so werden sie als erste Versuche solcher Nachbildung bei den Meistern der indischen Forschung und der metrischen Kunst oder poetischen Uebersetzung leicht Nachsicht finden, und wird man ihnen selbst geschichtlich ihre bescheidne Stelle, als ersten Anfang eines so schweren Beginnens wohl gönnen, auch nach den ungleich höheren Fortschritten, die seitdem zu dem gleichen Ziele geschehen sind. Daher sie denn auch lieber hier, als Vorübungen in der Kunst der neuen Poesie, mit den übrigen poetischen Bruchstücken und jugendlichen Dichter-Andenken dieser Sammlung derselben einverleibt werden mögen.

* *
*

Aus der früheren Einleitung lassen wir nun einige Bemerkungen über die Handschriften folgen, nach denen die Uebersetzung

*) Siehe VIII. Band, S. 271.

gemacht worden; dann über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verschiednen Stücke.

Die Handschrift des Rāmāyan gehört zu den schönsten, welche die Pariser Bibliothek besitzt. Sie ist in großen Devanagari-Charakteren auf Quartblättern von Papier geschrieben. Die Handschrift des Mānavādhārmashāstran in bengalischen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört indessen weder in Rücksicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhagavatgita giebt es vier verschiedene Handschriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; sie sind sämmtlich in Devanagari-Charakteren, einige mit Scholien, der Text ist sehr correct. Von dem Mahābhārat ist ein gut geschriebenes Exemplar in bengalischen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden. Von den Rāmāyan sind nun seitdem mehrere Bände des indischen Textes nebst englischer Uebersetzung in der Originalausgabe zu Calcutta erschienen; auch das metrische Gesetzbuch ist gedruckt vorhanden, und von dem Bhagavatgita erscheint so eben die classische Ausgabe von A. W. v. Schlegel, als erste indische Urschrift auf Deutschem Boden gedruckt. Nur die Episode aus dem Mahābhārat ist bis jetzt, so viel ich weiß, bloß handschriftlich vorhanden, und seither noch nicht im Druck erschienen.

Was die Orthographie betrifft, so hatte ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geschrieben wird, in dem grammatischen System als ein kurzes a gilt, in der neuen Aussprache aber o lautet, in der früheren Ausgabe o geschrieben; theils wegen der Rücksicht, welche der noch lebende Ton, so sehr auch die Sprache selbst entartet sein mag, immer verdient, wobei mir auch wohl vor Augen schwebte, wie man selbst im Griechischen vielleicht besser gethan hätte, die Aussprache der Neu-Griechen nicht so ganz zu verlassen; theils aber ließ ich mich hierzu bewegen, um den Uebellaut zu vermeiden, welcher aus den zu sehr gehäuften a entsteht. Da aber die Grammatik des Altindischen für uns doch zuletzt entscheiden und das meiste Gewicht haben muß; so habe ich jetzt, den bewährtesten Meistern indi-

scher Forschung und Sprachkunst mich anschließend, für den kurzen Vokal, das A überall wieder hergestellt. Das d der ersten Reihe, welches wie eine eigene Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perser aber unter dem Nahmen des indischen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geschrieben. Die zusammengesetzten Consonanten Jna, Kscha, welche Ghya und Khya gesprochen werden, habe ich aber, ungeachtet der kleinen Härte, nicht nach der Aussprache, sondern nach der grammatischen Strenge geschrieben, da die genauere Schreibart in manchen Fällen selbst für die Etymologie wichtig ist. Die verschiednen Arten des nasalen N durch Zeichen zu unterscheiden, schien mir überflüssig, da dieser Unterschied doch für uns ganz verloren geht, und wer indisch schreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Consonanten weiß, welches der verschiednen N er zu nehmen hat. Die Consonanten V, J, Ch, werden gesprochen, wie im Englischen. Das erste S, welches Jones durch einen Strich zur Unterscheidung bezeichnet, wird von den Portugiesen, deren Orthographie das Pariser Manuscript Nr. 283 befolgt, wie von andern so bezeichnet, daß es laute wie sh; und so wird auch von den Engländern dieser indische Buchstabe charakterisirt, als sanftes Sh. Wenigstens müßte man, wenn man Shastra schreibt und spricht und nicht Sastra, auch Shiva und Shakuntala, nicht Siva und Sakuntala schreiben und sprechen, weil es derselbe Buchstabe ist. Vielleicht könnten wir im Deutschen hier Sh setzen, für das zweite indische S aber Sch nehmen.

Die indische Sprache hat, obwohl das ganze System der Sylbenmaaße noch sehr verschieden sein mag, doch einige der wesentlichsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen Sprache gemein. Die Vokale sind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechischen. Lang sind o, e, oi, au; kurz spreche man in den indischen Nahmen der folgenden Gedichte das a, u, i, außer wo die Länge ausdrücklich bezeichnet ist. Die Sylbe, deren Vokal kurz ist, kann durch Position lang werden, genau wie in den antiken Sprachen. Jene Eigenheit der griechischen Metrik, da mit Beiseitesetzung der Sylbenzahl an gewissen Stellen für eine lange

Sylbe zwei kurze gesetzt werden dürfen, glaube ich wohl in dem Gitagovinda des Jayadeva bemerkt zu haben, wo statt des Daktyls —⏑⏑ auch vier kurze Sylben ⏑⏑⏑⏑ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachstehenden Bruchstücke, wie die meisten alten Werke der Indier abgefaßt sind, findet diese Freiheit nicht Statt, sondern die Sylbenzahl wird streng beobachtet. Es bestehen diese Schlöcken oder indischen Distichen, aus zwei sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt hat, so daß das ganze Distichon aus vier gleichen achtsylbigen Gliedern, oder Füßen nach der indischen Benennung besteht. Diese sechzehnsylbigen Verse oder zwei Hälften des indischen Distichons haben alle einen jambischen Ausgang ⏑—⏑—, seltner ⏑—⏑⏑; wegen der überall durchgehenden Freiheit der letzten Schlußsylbe. Der erste und dritte achtsylbige Fuß des Schlōka endet in der Regel mit einem Antispast, s. A. W. v. Schlegel's indische Bibliothek, **1**ter Band, S. **36** — **40**; nur daß auch hier die letzte Sylbe frei ist. Als seltnere Ausnahme werden an dieser Stelle, statt des Antispast, auch der vierte Paeon, der Choriambus und der Dispondeus gefunden, wovon Kosegarten in der Vorrede zum Nala, S. **XIV**., einige Beispiele anführt. Dieser vorwaltend regelmäßige Gebrauch des Antispast an den angegebenen Stellen ist, in den nachstehenden ersten Versuchen indischer Uebersetzung, bei weitem nicht streng genug beachtet worden. Für die vier ersten Sylben aller vier achtsylbigen Füße des indischen Distichons können alle metrische Stellungen ohne Unterschied, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, nach Belieben genommen werden. Das Schema des indischen Schlōka ist also in metrischer Hinsicht und nach der Sylbenzahl genau folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏑̄ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏑̄ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |

und um wenigstens ein metrisch vollkommenes Beispiel des indischen Verses, als Urbild wohllautender Richtigkeit aufzustellen, wähle ich den auch historisch so merkwürdigen Spruch der Verfolgung eines indischen Königs gegen die Buddhisten, aus A. W. Schlegel's indischer Bibliothek, S. **419**.

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's, so Greis als Kind,
„Nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" — rief der Fürst seinen Dienern zu.

Ich kann bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Meister der indischen Forschung und Dichtkunst in unserer Sprache, sich nicht durch die geflügelte Anmuth des leichteren griechischen Hexameter möchten von dem ehrwürdigen Alterthume und gewichtigen Gange des indischen Versmaaßes abwendig machen lassen. Das auf vier großen Füßen erhaben einherschreitende indische Distichon, gleicht dem Riesengange des mächtigen Elephanten, und ist mit der gesammten indischen Gedanken-Structur wesentlich vereinbart und innig verwandt. Die geflügelte Eil des griechischen Hexameter dagegen ist wohl dem Wettlauf edler Rosse auf der Rennbahn des Sieges vergleichbar, für diesen einfach großen Schritt und Geist der Urwelt aber viel zu leicht und nicht mehr angemessen.

In diesem hier angegebnen, obwohl in der erwähnten Hinsicht nicht immer genau beobachteten Sylbenmaaße des Schlôka, oder indischen Distichons, sind alle nachfolgenden Bruchstücke gedichtet. Nur als seltne Ausnahme kommen zwischen jenen sechzehnsylbigen Versen einige längere vor, meistens um einen höhern lyrischen Schwung zu bezeichnen; auch diese sind in Distichen. In denen, die aus vier zwölfsylbigen Gliedern oder Füßen bestehen, ist das hier beobachtete meistens dieses: ⏑—⏑——⏑⏑—⏑—⏑—. In denen, welche aus vier eilfsylbigen Gliedern bestehen, dagegen wie nachstehend: ⏓—⏑——⏑⏑—⏑—⏓. Ich habe dabei wohl noch manche Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkt; ich hatte der Verse dieser Art indessen bei weitem nicht genug vor mir, um alle Verschiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leser angenehm sein, einen Versuch zu sehen, in wiefern die Bildsamkeit unsrer Sprache, die mit der griechischen so glücklich wetteifern konnte, sich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indischen Sprache anzuschmiegen vermöchte. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß ein erster Versuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen kann, die es vielleicht in

der Folge zu erreichen möglich sein wird, wenn wir das metrische System der Indier aus einem prosodischen Werke seinem ganzen Umfange nach kennen werden; wo sich denn auch die Frage wird entscheiden lassen, in wiefern es bei der Uebersetzung möglich sei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indischen, s. Manu's Gesetzbuch, II., 125., Rücksicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß, wo der Inhalt lehrend ist, wie in Manu's Gesetzbuch oder im Bhagavatgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber aus dem Rāmāyan und aus der Geschichte der Shakuntala geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Rāmāyan erschien in der frühern Ausgabe hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Manu's und dem Bhagavatgita, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus ersterm alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehrere der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, als den Inhalt, Zweck und Geist des ganzen Werkes, darstellen und entwickeln.

Die Stücke aus der Geschichte der Shakuntala können als ein Beispiel der ältern indischen Poesie dienen, wenn man die verschiedene Behandlungsart der schönen Geschichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

In dieser gegenwärtigen Ausgabe ist im Einzelnen für den dichterischen Ausdruck oder nach dem metrischen Gesetz hier und da einiges verbessert und auch der Sinn an mehreren Stellen berichtigt worden. Eine gänzliche Umarbeitung dieser ersten indischen Versuche konnte indeß nicht in meiner Absicht liegen; da ich ohnehin mit Ausnahme des Bhagavatgita, die neu gedruckten Ausgaben für diesen Zweck nicht benutzen konnte, sondern nur den handschriftlichen Text dabei vor mir hatte, der in einigen schwierigen Stellen manches zu wünschen übrig läßt.

I.

Anfang des Ramayan.

Dieses Buch fängt an, wie alle alten indischen Werke, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geschichte oder Dichtung von der Entstehung des Werkes selbst und von dem Verfasser desselben. Der Seher Valmiki, dem der Rāmāyan zugeschrieben wird, ist eben so wohl als Manu und Vyasa, eine zum Theil mythische Person.

Diese Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Nārada dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rāma bekannt macht. Erfüllt von diesem Gegenstande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunst; darauf erscheint ihm Brahma in seiner Einsiedlerhütte, bestätigt ihn in seinem Entschluß und ermuntert ihn, den Rāma zu besingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer seines Gedichts weissagend entdeckt.

Es geht dieser Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerst an den Helden, sodann an den Dichter und sein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verstand begabten Waldmenschen oder Affenfürsten, und wieder an den Dichter.

Segen und Heil!

Dem göttlichen Rama Preis!

Ein Sieger ist des Stamms von Raghu Zier, [1]) Kausalya's herzensgeliebtestes Kind, Rama,
Der dem Dashavadana den Tod gab, Dasharaths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in sel'gem Glanz,
Aller Weisheit Besitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!
Sie, die stets Rama Rama singt, Süßes mit süßem Klange sagt,
Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!
Wer dieses Einsiedlerlöwen, der im Haine der Dichtkunst wohnt,
Valmiki's Lied von Rama hört, wohl erreicht der das höchste Glück.
Valmiki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Rama's Meer
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayans gewalt'ger Strom;
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayans erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, so lang er lebt, des Ramayanas Göttertrank,
Nimmer satt, der sei gegrüßt mir, als frommer Weiser, rein von Schuld!

---

[1]) Rāma, Sohn der Kausalya von dem Dasharath, aus dem Geschlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete ist der von Rāma besiegte Riesenkönig Ravan; Dashavadana, der Zehnmaulichte, ist einer von dem Beinahmen desselben; so wie Dashasya, der Zehnköpfichte, oder Daschanana, der zehn Gesichter hat.

Den Held in Demuth erzogen, [2]) ihn, der Janaki's [3]) Schmerz vertilgt,
Den Affenfürst, [4]) deß Blick tödtet, grüß' ich, der Lanka Schrecken gab!

Siegreich ist des Stamms von Bhrigu [5]) Zier, der Dichter Erster und Fürst der Priester, Valmiki,
Der in reizende Verse gebunden, bildete des Ramayana's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu lesen Heldenfreundschaft, wo vollständig ganz des Lehrers Amt.
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichster, in dem Ramayans Lied redete; welches Schöne ist da nicht? [6])

Sprache und Styl ist in der vorstehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen Werke. In dem nun folgenden Stück aber ist kein bedeutender Unterschied in dieser Rücksicht von der Sprache im Mahābhārat oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmiki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyasa.

Narada's Rede.

Der Inhalt ist folgender: Valmiki fragt den Nārada, wo

---

[2]) Anspielung auf die Verbannung des Rama.

[3]) Janaki, d. i. die Tochter des Janaka, Sita, Rama's geliebte Gemahlin.

[4]) Hanuman, der Kampfgenosse des gleich dem Bacchus von halbthierischen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Die Abbildung desselben findet sich in den mythologischen Werken.

[5]) Bhrigu, einer der zehn großen Rishis oder heiligen Altväter und Weisen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

[6]) In den letzten Versen, so wie in dem ersten Distichon dieser Anrufung folgte ich dem rhythmischen Gange der Urschrift, so gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen ist, einiges auch ganz unregelmäßig scheint.

ein vollkommner Held zu finden sei. Nārada nennt den Rama als einen solchen und ergießt sich in sein Lob.

In Andacht Forschens sich freuend, kam, der fromm alle Kund' umfaßt,
Den Narada [1]) zu befragen, Valmiki hoher Seher Fürst.

Valmiki spricht.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,
So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben fest? 4.
Er selbst in Tugend hoch wandelnd, allen Wesen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichste auch zu seh'n?
Ob des Zorns Macht in sich siegend, würdereich wer und achtbar stets,
Daß der Glanz solchen Sohns strahlend selbst die Göttin verherrlichte? 8.
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [2]) gar zur Rettung gut;
Wer der Gutes den Völkern thut, der tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allschön, wem naht Lakshmi [3]) unter den Menschen sie allein,
Der dem im Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentra [4]) gleicht? — 12.

---

[1]) Nārada, ein Sohn des Brahma, einer der zehn weisen Altväter, und Erfinder der Vina, oder der indischen Leier.

[2]) Drei Welten giebt es nach der indischen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finsterniß.

[3]) Lakshmi, die schönste, lieblichste, seligste der Göttinen; sonst auch Sri genannt, Gemahlin des Vishnu.

[4]) Upentra, nach dem Amaracascha, ein Beinahme des Vishnu. Es waren nach der Handschrift in der Mitte dieses Verses zwei Sylben unleserlich. Ich habe nach der Wahrscheinlichkeit übersetzt, daß die erste Hälfte des Verses noch ein Prädikat von Upentra bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narada von Dir!
Gott und Weiser, wohl kannst Du ja selbst belehren den kund'gen Mann.
Als dieß, der kennt die drei Zeiten, Narada hört, Valmiki's Wort,
„Merk' auf!" also ihn anrufend, spricht er dann zu dem Heiligen: 16.

Narada.

O wohl schwer mag man die finden, die Dein Lob preist, die Tugend all;
Einmahl auf dieser Erdwelt hier wird Vollkommenheit schwer erlangt.
Seh' ich doch selbst bei den Göttern keinen, der solches Ziel erreicht;
Hör' denn, wer solcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menschen strahlt! 20.
Ikshvaku's [5]) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.
In sich selbst herrschend, großmüthig, würdevoll, strahlenreich und stark,
Weisheitsvoll, und der Pflicht folgend, siegreich, der jeden Feind bezwingt. 24.
Der großgliedrig und starkarmicht mächtig siegend in Todesschlacht.
In mächt'ger Kraft und starkmuthig, heldensinnig [6]) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt; er, der stark, wahrer Tugend reich,

---

[5]) Ikshvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivasvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes ist.
[6]) Weil der handschriftliche Text hier in einigen Sylben schwierig zu lesen und ungewiß war, ist die Uebersetzung unbestimmt gehalten worden.

Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb' und würdevoll, 28.
Deß Auge groß, von mächt'ger Brust, Günstling des Glücks und schön zu seh'n,
Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines Zorns Meister, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts; 32.
Alle Glieder der Schrift [7] wissend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze strahlt;
Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten sich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf. 36.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anseh'n ist,
Rama stehend am Tugendziel, Kausalya's Lieb' und hohe Lust;
Freigebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich wie der Himavan, [8]
Vishnu'n an Heldenkraft ähnlich, standhaft so wie der Berge Herr; [9] 40.
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend gleich wie der Reichthumsgott, Zuflucht dessen was wahr und recht.

[7]) Alle Theile oder Glieder des Veda.

[8]) Die indischen Alpen im Norden.

[9]) Beinahme des Siva.

Ehe wir den Narada, der nun zur Geschichte Rama's übergeht, weiter anhören, wollen wir erst in Kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narada's Erzählung anhebt, voranging.

Rama's Erscheinung wird nach der indischen Sage als die siebente Menschwerdung des Vishnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor den Brahma kamen, über die Unthaten des Riesen Ravana, Königs zu Lanka und seiner Genossen, welche sogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entschließt sich Vishnu, menschliche Gestalt anzunehmen, als Sohn des Dasharatha, Königs von Ayodhya.

Dasharatha hat von drei Gemahlinen vier Söhne; von der Kausalya den Rama, von der Koika den Bharata und von einer dritten, deren Nahmen verschiedentlich angegeben wird, noch den Lakshmana, den Freund und Begleiter des Rama, und einen vierten, der Bharats Begleiter war. Dasharath will den erstgebornen Rama feierlich zum Erben erklären und einsetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienste erzeigt hatte, benutzt sein ihr deshalb gegebenes Versprechen, jede Bitte zu erfüllen, die sie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an seiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts ist. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zusammengehäuften historischen Anspielungen die Aufmerksamkeit nicht zu sehr verwirren, setzen wir den Hauptfaden der Geschichte voran, mit Weglassung aller Nebenumstände.

Rama geht in den Wald, wohin ihm sein treuer Bruder Lakshmana und seine geliebte Sita folgen. Der alte Dasharatha stirbt vor Gram; nach seinem Tode wird Bharata der einmahl gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, sondern geht in den Wald zu Rama und bietet diesem das Reich an. Rama verweigert es und bewegt den Bharat zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nandigrama seinen Hof hält.

Rama irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an, die Riesen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen wer-

den. Er tödtet viele derselben; Ravana, der Riesenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und sinnt auf Rache. Durch List entführt er die schöne Sita, Rama's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Rama's Behausung, tödtet. Als Rama den Leichnam desselben bestattet und verbrennt, läßt sich eine weissagende Stimme aus der Flamme vernehmen, welche dem Rama andeutet, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet sich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenschen oder Affenhelden, Hanuman und Sugriva. Er tödtet, durch Sugriva's Rath unterstützt, einen der furchtbarsten unter den Feinden, den mächtigen Bali. Hanuman schwimmt durch's Meer nach der Insel Lanka, befreit Sita, tödtet viele Riesen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Botschaft. Rama geht an den Strand des Meeres; Samudra, d. i. der Oceanus giebt ihm selbst die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Insel Lanka über's Meer zu schlagen. Er tödtet den Ravana und findet seine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob sie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweist ihre Unschuld durch die Feuerprobe. Alle Götter sind hoch erfreut darob, und er eilt nun nach Nandigrama, wo die Brüder dann vereinigt herrschen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menschen unter Rama's Herrschaft jetzt verleben, und eine Weissagung, wie lange dieselbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die außerdem noch in der Erzählung vorkommen, so begnüge man sich zu wissen, ob es Freunde und Bundsgenossen des Rama, oder Gegner und Feinde desselben sind, welches allemahl aus dem Zusammenhange klar ist. [10])

---

[10]) Ich habe überhaupt diese Blätter nicht durch Erklärung solcher Nahmen und Dinge anschwellen wollen, die schon in andern Büchern erklärt worden sind. Diejenigen, welchen die indische Literatur und Mythologie noch fremd ist, können in mehreren bekannten Büchern der Art leicht das Nöthige darüber finden.

Narada fährt also in seiner Rede fort:
Nun diesen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden
Trefflichen Erstgeborenen, Dasharatha's geliebten Sohn,
Seines Volks Hochbegünstigten durch angeborner Anmuth Kraft,
Wollt' als des Reiches Erbherren erhöh'n der herrlich Strahlende.
Doch dieser Weihe Fest sehend, bat die dem Koiki-Stamm entsproß,
Erster Bitte Geschenk nutzend, diese Bitte vom Könige:
Daß Rama gleich verbannt werde, Bharata dann erhoben sei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Banden fest umstrickt,
Verbannt den Seinen selbst Rama, Dasharath den geliebten Sohn.

Jener ging nun, der Held, waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich,
All des Vaters Befehlsworte, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem Fluchtwandrer Lakshmana, eilend hin zu ihm,
Aus Liebe, der bescheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
Bruder war er des Bruders Lust, bewährend edlen Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Rama's, stets geachtet dem Leben gleich,
Die von Janaka's Geschlecht stammt, Maya [11]) der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Frau'n Erste an frommem Sinn,
Schön und jugendlich sie blühend, sittsam wandelnd der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Rama'n, wie Rohini's Gestirn [12]) dem Mond.

---

[11]) Die göttliche Täuschung, woraus die Welt der Erscheinung entspringt. Man könnte es auch ohne Personification geben: „einer Göttererscheinung gleich."

[12]) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in dessen Nähe sie immer weilt.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Dasharath der Vater weit;
Bei Sringaver am Rand Ganga's trennt er von seinem Sohne
sich.
Zu Guha geht der gerechte, Nishadha's [13]) werthem Könige. 64.
Mit Guha nun vereint Rama, mit Lakshmana, mit Sita auch,
Nach Ganga's Lauf, in Freud' allstets, hin zum Walde da
wandern sie.
So von Walde zu Wald fahrend, den Strom durchschreitend
mächt'ger Fluth
Bharadvaja's [14]) Geheiß folgend, geh'n sie auf Chittrakuda's 68.
Berg.
Frohe Sitze hier gleich machend Lakshmana der frohsinnige,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der hochgeliebte
Mann;
Göttlich nach Art der Gandharven [15]) siedeln die nun allda
mit Lust.
Als die drei auf dem Chittrakud selig vereinet, glänzt der so 72.
Wie erstiegen der Berg Meru vom Voisrivan und Shankar [16])
einst.
Da nun Rama am Berg weilte, schmerzgequält um den Sohn,
der Fürst,
Ging er auf, König Dasharath, zum Himmel, klagend noch
den Sohn.
Nach dessen Hingang Bharata, durch der Priester Vasishta's [17]) 76.
Wahl

---

[13]) Den Nahmen Nishadha trägt ein Gebirge, unmittelbar im Süden von Ilavratta, und im Norden der Himāla-Kette.

[14]) Einer der großen Rishi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

[15]) Die Gandharven sind die guten und seligen Luftgeister, Genien der Musik.

[16]) Beinahme des Siva; Voisrivan ist Kuvera, der Gott des Reichthums. Die Ersteigung des Berges Meru ist eine seiner berühmtesten Thaten.

[17]) Einer der großen Rishi's, nach dieser Sage Haupt der Priester im Königreiche Ayōdhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König sein, groß gesinnt.
Zu dem Wald ging der Held fürder, Rama's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Rama hin, zeigend, wie er bescheidnen Sinns.
Als Bharata, der großmüth'ge, aus der Stadt schnell enteilt nun war, 80.
Zum Bruder Rama so bittend, offenbart er sein hohes Herz:
„Ergreif' das Reich, Du Gerechter!" — war das Wort, so er Rama sagt.
Als er's bedacht, anflehend ihn, will er das Reich nicht, großgesinnt,
Auf deß Schuhe Verzicht leistend [18]) wieder und wieder auf das Reich, 84.
So ließ den Bharata alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunsch erreicht, des Rama Schuh [18]) ergriffen hat,
Zu Nandigrama dann Hof hielt, Rama's Rückkunft noch wünschend stets.
Als gegangen nun war Bharat und der selig, der Sinne Herr, 88.
Rama, nochmahls geseh'n wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dandaka sich hingewandt,
Zu dem mächtigen Wald dringend, Rama der lotosäugichte,
Erschlug den Riesen Viradha, kam den Sharabha dort zu seh'n, 92.

---

[18]) Es ist nicht bloß gemeint, daß er ihm verehrend zu Füßen gefallen sei, wie v. 78, sondern es ist zugleich in diesen Versen eine Anspielung auf den sonderbaren Umstand der Geschichte enthalten, der bei Roger vorkommt, S. 261 der deutschen Ausgabe; daß nähmlich, da Rama den Thron nicht annehmen wollte, Bharata seine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Rama wieder käme.

Den Sutikschna und Agastya [19]), Agastyas Bruder auch sodann.
Nun des Agastya Wort folgt' er, ergriff des Indra [20]) Pfeilgeschoß,
Das Schwert auch, der hoch beglückte, die Brust und Herz durchbohrenden.
In dem Wald nun, wo Rama war, vereint mit Waldbewohnenden, 96.
Kamen all zu ihm die Heiligen, auf Tod sinnend der Riesenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Janasthana auch
Mißgestaltet Shūryanakā [21]), Riesin in Liebeswuth entbrannt. 100.
Als auf Shūryanakā's Rathschlag all herankam das Riesenvolk,
Hat den Khara und Dūshana den dreiköpfichten Riesen da,
Wohl bezwungen im Kampf Rama, er allein all das Riesenvolk;
Nächst jenen all ihr Kriegsheer auch, vierzehntausend wohl an der Zahl. 104.
Als der Riese die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten schon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, schöngestaltet und mächt'ger Kraft,
Riesenkönig und starker Held; Ravana, hohen Zorns entbrannt,

---

[19]) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird. Sharaba ist ein fabelhaftes achtfüßiges Thier auf den Schneebergen der indischen Alpen.

[20]) Indra, als König der guten Geister, ist in dieser so wie in allen Menschwerdungen des Vishnu dessen treuer Bundsgenosse und Freund. Auch die Rishis stehen auf seiner Seite.

[21]) Shuryanaka, die Schwester des Riesen Ravan: die gleich darauf benannten Riesen, Khara und Duschana sind Brüder des Ravan.

Berufte sich zum Kampfhelfer er den Riesen Maricha dann. 108.
Oft gewarnt noch ward Ravana vom Maricha, der zu ihm sprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, o Ravana, hege du.“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravan, aber zum Tod bestimmt,
Ging er so mit Maricha nun, nach des Rama Behausung hin. 112.
Als seine TrugList [22]) nun weit erst des Königs Söhne hat entfernt,
Ging Ravan dann hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Rama's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Jayayush.
Als den Geier nun todt sahe, das wohl treffliche Weib geraubt, 116.
Raghu's Sohn, von dem Schmerz tobend, weinen begann er, Sinns beraubt;
Hat verbrannt dann zu Kakutstha den Geier Jayayush darauf,
Kabandha'n [23]) dann erblickt furchtbar, Danu's Sohn den gewaltigen.
Den im Grimm dieses Zorns wüthend, den Kabandha den schrecklichen, 120.
Erschlug er, verbrennt mit Gras ihn. Da wird ein Wunderwesen d'raus,

[22]) Die List war folgende: Er verwandelte einen der Seinigen in einen schönen goldnen Hirsch, und machte, daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüstern darnach und bat den Rama, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirsch entfloh. Während sie entfernt waren, trat Ravan in der Gestalt eines büßenden Sannyasi zur Sita und begehrte Almosen von ihr, wo er sie dann mit Gewalt ergriff und nach Lanka führte.

[23]) Kabandha, dem der Kopf abgehauen ist, ein Beinahme des Rahu, jenes Riesen-Drachen, dessen Haupt Vishnu vom Rumpfe trennte, wo

Und sprach also den Rama an: „Zur Shavari [24]), die tugendsam;
„Zur Shavari, der heiligen, dahin geh, Du von Raghu's Stamm!" —

Deß Worten ist gefolgt Rama; schuldlos mit Lakshmana zugleich 124.
Ging er hin, der so hoch strahlte, zur Shavari, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shavari, Rama, Dasharaths eigner Sohn,
Kam zusammen am Rand Ganga's er mit dem Waldmann Hanuman,
Kam des Hanuman Rath folgend, mit Sugriva zusammen auch. 128.
Dem Sugriva hat dieß alles Rama's Affe sodann erzählt,
Wie von Anfang gescheh'n solches, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugriva, da er dieß alles gehört, Rama's Geschick und Art,
Da macht er Freundschaft mit Rama, hat beim Feuer gelobt den Bund. [25]) 132.
Darauf vom König der Affen ward im Gespräch, vom schrecklichen,
Kund ganz all das gethan Rama'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden schloß er sodann zu Bali's Tod.
Der Affe d'rauf verkündete Bali's Kraft, des gewaltigen; 136.
Für Rama, ob der Kraft Bali's, war Sugriva von Furcht erfüllt.

---

aber das Haupt und der Drachenschweif, weil jenes Ungeheuer unsterblich war, abgesondert fortlebte, und an den Sternenhimmel versetzt, jetzt die Sonnen- und Mondfinsternisse verursacht.

[24]) Welchen Theil diese an der Geschichte habe, ist aus dem Zusammenhange nicht klar.

[25]) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß desto mehr zu bekräftigen.

Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugriva da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war [26])
Fußstoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit, 140.
Spaltend sodann der See'n sieben mit dieses scharfen Pfeiles Kraft;
Der Berg Rasâtalan [27]) wurde der Freundschaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundschaft ein Vertrauen der Affenfürst,
Sugriva, der hohe Waldmensch, reicht an der größten Freude Ziel. 144.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der starke Held,
Da entstand Lieb' und Neigung auch eines zum andern diesen zween.
Als den Bundseid sodann vollbracht, der Mannes- und der Affenfürst,
Ging mit dem Rama er zugleich nach Kishkindha, der Heimath hin. 148.
Alsbald rief Hari, [28]) den großen, Sugriva's Donnerstimme an,

---

[26]) Das Folgende geschieht vom Sugriva wohl, um den Rama zu prüfen, ob er auch stark genug sei, den Vali zu besiegen; Vali ist des Indra Sohn, und steht auf Ravans Seite. Von Dundubhi werden in Wilsons Wörterbuche mehrere Bedeutungen angegeben: 1) Eine große Kesseltrommel; 2) ist es ein Beinahme des Wassergottes Varuna; 3) ist es der Nahme eines Daitya, oder Riesendämon.

[27]) Rasâtalan ist der Nahme der sieben unterirdischen Gegenden oder des unterirdischen Reichs der andern Daityas, und auch des Vali. Im V. 141. ist mir der Sinn nicht ganz klar.

[28]) Beinahme des Vishnu, der um Beistand gegen den übermächtigen Riesen herbeigerufen wird.

Auf den Ruf, der so mächtig scholl, kam dann Hari, der König, gleich.
Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, [29]) kam er zu dem Sugriva hin;
Und es tödtet Rama jetzt Vali'n mit einem einz'gen Pfeil. 152.
Als auf Sugriva's Geheiß nun Vali erschlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Rama, übertrug es Sugriva'n ganz;
Der dann die Affen all sammelnd, er der Herrscher der Affen war,
Hat festgestellt des Reichs Ordnung, Janaka's Kind [30]) zu seh'n gewillt. 156.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Hanuman der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit schwimmend, fuhr er kühn durch der Fische Reich.
Darauf ankommend zu Lanka, der vom Ravan erbauten Stadt,
Erblickt' er Sita trauervoll wandeln dort in Ashôka's Hain, 160.
Machte kund ihr die Botschaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,
Empfing die Gegenbotschaft dann, tödtend des Südens Riesenvolk.
Fünf erschlug er, der Heerführer, Trisuta'n dann zum siebenten, [31])
Den jungen Akshan zerstückend, dann auf Grahana stürzt' er hin, 164.
Der mit dem Schwert sich selbst frei macht, als er des Ahnen Mörder sah.
Der Held, dem Riesenvolk zürnend, hat's all vollbracht nach seinem Wunsch.

---

[29]) In diesem Vers war die Lesart meines handschriftlichen Textes sehr unklar, ich habe nur unbestimmt nach dem Zusammenhange übersetzt.

[30]) Sita.

[31]) Vielleicht wird Aksha als der sechste gezählt, da Grahana nicht von ihm getödtet wird, sondern sich selbst umbringt.

Nun anzündend die Stadt Lanka, sah er Moithila, [32]) wieder auch
Seines Leibs da gepflegt hat er, kehrte heim dann der AffenFürst. 168.

Der nun kommend zum großmüth'gen, hat den Rama zuerst begrüßt,
Verkündete sodann gleich ihm: „Gefunden hab'ich Sita nun!" —
Sugriva'n nahm er mit sich d'rauf und ging hin zu des Meeres Strand,
Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch sonnengleicher Pfeile Kraft, 172.
Durch die That zeigend, daß selber das Weltmeer Rama'n dienend sei;
Samudra's [33]) Rath sodann folgend, hat er dort Nala's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lanka, erschlug den Riesenkönig dort.
Rama, als Sita gefunden, ward der höchsten Beschämung voll. 176.
Der nun sagte darauf Rama vor den Menschen da Schmähungen;
D'rob unwillig bestieg Sita sodann die Flamme treugesinnt. [34])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward, daß Sita schuldlos war,
War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht und steht, 180.
Zusammt allen den Altvätern, Rama des hochgesinnten That.
Der nun setzte dann zu Lanka den Riesen Vibhishana ein. [35])

---

[32]) Ein Beinahme der Sita, welche in Mithila geboren war.

[33]) Das personificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

[34]) Sie reinigt sich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

[35]) Ein Bruder des Ravana, der aber diesen gewarnt und ermahnt hatte, dem Rama, der ein Gott sei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravana seiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Rama übertrat.

Als dieß vollbracht, sodann Rama, frei von Schmerzen erfreut er sich,
Durch die Götter gewährt Wunsches, fort nun sandt' er die Affen all. 184.
Der That sich die Götter freuend, kamen all zu Indra's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
Da dieß vollbracht, sodann Rama naht der Wonn' und der Freude sich, 188.
Durch die Götter gewährt Wunsches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [36]) sich, nach Nandigrâma kam er dann.
Nandigrâma, wo nun wohnte mit den Brüdern des Raghu Sohn,
Rama, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum, 192.
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erschlug den Lôkakandaka,
Freuend der schönen Sita sich [37]), selig mit der Freundin vereint.
Nun führt er vatergleich sorgend jener glücklichen Völker Schar
Ayôdhya's seliger Herrscher, König Dasharaths eigener Sohn. 196.

Freudig ist nun die Welt, selig, zufrieden, stark, dem Rechte treu.
In Lust und frei von Schmerz ruhend, so von Haß als von Sehnsucht fern.
Des Sohnes Sterben sieht keiner dieser glücklichen Menschen je,
Die Frauen, so im Witwenstand, sind den Gemahl zu ehren froh. 200.
Kein lufterzeugtes Schrecknis giebt's, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein feu'rerzeugtes Schrecknis giebt's, wie in der goldnen Zeit so hier.

---

[36]) Pushpakan, ein wunderbarer Götterwagen des Kuvera.

[37]) Sitaya ramaya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtschaft der gebrauchten Worte mit dem Nahmen des Helden Rama der von derselben Wurzel stammt, einen neuen Reiz giebt.

Witwen in seinem Reich giebt's nicht, nichts Herrenloses,
Thoren nicht,
Unglücklich, elend ist keiner, noch durch Krankheit ein Mensch 204.
gequält.
Rosse in Hundertzahl opfernd, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tausende, unzähl'ge wird er geben noch.
Viel Jahre wird sein Königreich Rama ferner verwalten noch,
Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht fest gründen 208.
jeglichen.
Wenn nach zehntausend Jahren einst, dazu zehnhundert Jahre
noch,
Rama sein Reich verlassen hat, wird er aufgeh'n zu Vish-
nu's Welt.

Der ist der tugendvollkommne, Gesetzgeber, beglückt im Sieg,
Nach dem Du fragtest, Valmiki! Rama ist der vollkommne 212.
Mann.

Als Narada'n gehört hatte Valmiki, also sprach er da:
Die Tugend, Heil'ger! klar machst Du, die der Sterbliche
schwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Rama, zu dem hinschreit'
ich gleich. [33])
Ob der unsterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft 216.
vermehrt.
Wer diese Thaten Rama's liest, der wird all' seiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, und all Seinen, wird der Mann frei von
Unglück sein.
Wer den Ramayan bloß hörend bis zu dem Ende ganz vernahm,
Wer da lies't nur bis zur Mitte mit Andacht glaubensvoll 220.
dieß Buch;

---

[33]) In der ersten Hälfte des Verses 215 ist die Lesart undeutlich; der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist jedoch klar. Der 216te Vers gehört unstreitig noch zu dem, was Valmiki sagt. Der fernere Schluß ist wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes selbst.

Es fruchtet dem Wiedergebornen [39]) Weisheit, den Edlen mit
herrlicher Herrschaft lohnend;
Dem Kaufmann soll reinsten Gewinn es bringen, und hört's
ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brahma's Besuch.

Der Inhalt dieses Stücks ist folgender. Valmiki bereitet sich durch fromme Reinigungen in der Einsamkeit des Waldes zu seinem großen Werke vor. Er sieht ein liebendes Paar von Reihervögeln; das Männchen wird von einem wilden Menschen erschlagen. Die Trauer der Zurückgelassenen erregt Valmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versinkt, ist der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen wird er es gewahr und theilt seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brahma erscheint ihm, freut sich über einen neuen Beweis, den Valmiki von der so eben entdeckten Verskunst ablegt, und fordert ihn abermahls auf, das große Werk des Ramayan zu beginnen. Zum Schluß preisen die Lehrlinge noch die Erfindung des indischen Versmaaßes oder des Shlōka.

Diese mythisch bedeutende Erzählung von dem Tode des Reihervogels wird nur ganz im Vorbeigehen berührt. Merkwürdig ist es, daß in diesem Mythus vom Ursprunge der Dichtkunst alle Wunder der riesenhaften Vorwelt als schon vorhanden und geschichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poesie aber aus der sanften Stimmung eines solchen zarten Mitgefühls mit den leidenden Naturgeschöpfen hergeleitet werden.

Als die Rede gehört hatte von Narada, der herrlich sprach,
Valmiki mit sammt dem Lehrling, hohes Staunen ergriff sie da.
In Gedanken nun bringt Rama'n Ehre der hohe Seher dar;

[39]) Dvija, der zweifach — einmahl natürlich, das andremahl geistig — Geborne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verschiedenheit der vier Stände ist auch der Lohn verschieden, der dem Leser des Ramayan verheißen wird.

Sodann zusammt dem Schüler auch gleicher Weise der Seher Fürst 4.
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narada'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narada darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg.
Jener, gleich als gegangen Narada war zur Götterwelt, 8.
Nach Tamasa's Gestad' ging er, Valmiki, aller Seher Haupt.
Als das Gestad' erreicht hatte, der große Seher, Tamasa's,
Sprach zum Schüler er neben sich, den Ort sehend von Flecken rein.

Frei von Flecken ist dieß Asyl, deß Stifter Bharadvaja war, 12.
Ganz rein ist's, wohl gelegen auch, wie der Rechtschaffnen Urtheil ist;
Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, ist auch heilsamer Wasser reich.
Hier will vollzieh'n das heil'ge Bad' ich in Tamasa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde [1]) schnell hierher aus der Hütte mir. 16.
Daß nicht lang dauernd die Zeit sei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tamasa's geweihtem Ort hier will vollzieh'n ich das heil'ge Bad.
Dieses mein Wort vernehmend, wollst du hingeh'n in schneller Eil!
Nach des Meisters Geheiß eilend kam zurück aus der Hütte der, 20.
Das Baumgewand hervortragend, seinem Meister da zeigte er's.
Als nun das in der Hand brachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch versöhnt hatte sprengend der heil'gen Ahnen Geist, 24.

---

[1]) Die gewöhnliche Tracht der Einsiedler.

Da durchwandelt umherschauend er nun Tamasa's ganzen Wald.
Als am Gestade Tamasa's solcher nun sorglos wandelte,
Erblickt' er dort ein Paar liebend von Reihern, froh und hold zu seh'n.
Von diesem Paare den Einen, weil das andre es kommend sah,
Erschlug unerbittlich mordend der Jagdmann *) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden sah
Das Weibchen, wehklagt voll Schreck sie und geberdet sich jammervoll.
Als nun erschlagen den sahe vom Jäger in Andajan's Hain,
Sammt dem Lehrling der Einsiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Dann sein Mitleiden darstellend, begann er so und sprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grausamen Waldmenschen, der so arm an Geist,
Diese unrühmliche That hier, der Welt Abscheu, gescheh'n mußte!"
Mit Seufzen klagend das Thierchen, das kläglich weinte, sang er dieß:

„O Weidmann! wohl nicht lang lebst du, noch erreichst hohe Jahre du,
Weil aus dem Reiher-Paar Einen, in Liebe trunknen, du erschlugst."

Als er gesagt dieß Wort hatte, ward tief denkend darnach er gleich.
„In dem Schmerz dieses Mitleidens, was war dieß, das mir da entfuhr?"

---

*) Nishada bedeutet einen verwilderten Menschen, der sich von Fleisch nährt und von der Jagd lebt. Zunächst ist Nishada ein Mensch von gemischtem Stamm, aus der Verbindung eines Brahminen mit einem Shudraweibe entsprossen; da aus solcher Mißheirath und Vermischung der Kasten nach indischer Ansicht der Dinge alle Verwilderung der Lebensart hervorgeht und ihren Ursprung genommen hat.

Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann sagend den Klagespruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm stand, Bharadvaja'n er dieses Wort:

„Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähl'ger Sylbenzahl, 44.
Ich jetzt aussprach, im Leid klagend; d'rum wird Lied [3]) dieß von nun an sein."

Als dieses Wort der Lehrling hört, des Einsiedlers vollkommnen Spruch,
Da stimmt er bei, es annehmend und zeigt wie er den Meister liebt.
Zusammen dann im Gespräch redend, er und auch der sein Lehrling war, 48.
Dem Fall nachdenkend, heimkehrten zu der einsamen Hütte sie.
Dem nachfolgte demüth'gen Sinns, Bharadvaja dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, schritt er hinter dem Seherfürst.
Da nun d'rauf in der Hütt' ankam mit dem Lehrling der weise Mann, 52.
Stieg auf den Sessel er, sank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber jetzt zu der Hütt' ankam Brahma, Ahnherr des Weltenalls und Haupt,
Selbst lebend durch sich selbst, selig, zu schau'n den hohen Heiligen.
Als ihn erblickte Valmiki, schnell erhebt er sich ehrfurchtsvoll, 56.
Anzubeten sich hinstellend, stand er da hohen Staunens voll;
D'rauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaschung und Sandelholz,
Nach dem Gebrauch ihn anbetend, begrüßt er dann mit ew'gem Heil.

---

[3]) Das Wortspiel zwischen Shôka und Shlôka habe ich durch das deutsche Leid und Lied auszudrücken gesucht.

Als aufgestiegen nun Brahma war auf herrlichen Ehrenstuhl,
Hieß er alsbald den Valmiki, sich selbst auch nehmen einen Sitz;
Dieser bestieg sofort solchen, der Welt Ahnherrn im Angesicht.
Als dieß gescheh'n, im Geist wurde Valmiki's Denken hingewandt,
Auf das Weibchen, die im Schmerz klagte und er sang diesen Liedes=Spruch
Mitleiderfüllt im Geist wieder, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat wirkt er, der schlimm dachte, grimmvoll, ganz ohne weisen Geist,
Daß diesen Vogel, den zart schönen, er erschlug durch der Hölle Trieb!" —

Ihm nun sagte darauf Brahma, lächelt den hohen Seher an:
„Was war dieß, was Du, Hochheiliger! da sprachst klagend des Reihers Tod?
Einen Spruch hast zum Lied ordnend in dem Klagworte Du gesagt;
Seher! durch des Gesangs Göttin, durch Sarasvati das entsprang.
Rama's Leben und Thaten all bilde Du, hoher Heiliger!
Der rechtgesinnt und voll Tugend, Rama vor allen tief von Geist,
Rama's Kunde der Ordnung nach, wie sie Dir sagte Narada;
Was verborgen, was klar offen vom Schicksal dieses hohen Geist's,
Rama's selbst, seiner Kampfbrüder, die Thaten all' des Riesenvolks,
Dann der Gemahlin [*]) Leidkunde, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß soll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden Deinem Geist;
Der Frau Kunde, des Reichs Schicksal, sammt König Dasharath zumahl,
Was gethan, was gesagt worden, was Zweck war, was erfolgte d'rauf.
Noch soll irgend da Fehlrede im Gedicht Dir zu finden sein.
Rama's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!

---

*) Voidehya stand nach dem Text in der frühern Ausgabe, welches ein Beinahme der Sita ist.

So lang der Berge Haupt steh'n wird und auf Erden der Flüsse Lauf,
So lang wird der Ramayan auch weit hinwandeln die Welten durch;
So lang als das Lied Ramayans wird hinwandeln die Welten durch,
So lang sollen Dir, Sitz geben hoch und tief, meine Welten all."
Als dieß Brahma gesagt hatte, da entzog er sich ihm und schwand;
Valmiki mit dem Lehrlinge waren da hohen Erstaunens voll.
Dessen Lehrlinge allsammt, dann den Spruch sangen, der also heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen sie, oft erstaunend aus:
„Durch den Spruch, der im Gleichmaaße vier Füße faßt, den kühn der Geist
Sagte bebend dem Mordschreckniß, ward aus Leid Lied, entsprang der Vers." —
Dessen Kunst nun entstand damahls durch Valmiki, den Denkenden:
„Ganz will ich so das Lied Rama's bilden in der Gesanges-Art."
Recht, Lieb' und Schön' im Lied' einend, das so reich wechselt, viel umfaßt,
Dem perlenvollen Meer gleichend, den Saft haltend der Schriftenwelt. [5])
In Füßen kunstreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lobgedicht bildete d'rauf von Rama der,
Die Füße des Spruchs wägend im Maaß, vom Ruhmes Held ein Ruhmes Lied, dichtend der Seher Geistes voll. [6])

---

[5]) Alle Blüthe der heiligen Schriften in sich vereinigend.

[6]) Dieses sind die beiden ersten Sargas des Adikanda oder ersten Buchs, deren der Ramayan sieben enthält. Die folgenden sechs sind: der Ayödhyakanda, von dem Königreich dieses Nahmens; der Aranyakanda, von Aranya, der Wald, also vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kishkindhakanda, von dem Ort, wo er mit den Affen zusammenkommt; der Sundarakanda, von der Schönheit so benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhakanda, von Yuddha, Krieg; und endlich der Uttarakanda, oder das letzte Buch.

II.

Indische Kosmogonie.

Aus dem ersten Buche der Gesetze des Manu.

In dem wunderbaren Buche der Gesetze des Manu, dem ältesten indischen, das wir bis jetzt vollständig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die sinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltsamkeit des Hesiodus erinnert; die kosmogonischen und philosophischen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder seines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet sich hier eine Erhabenheit von noch ernsterm und mehr strengem Charakter, welcher den Jones zur Vergleichung mit der mosaischen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache ist die Alterthümlichkeit und der Unterschied von der des Mahabharat sehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Uebersetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt ist, Scholien sind, die es wohl besser gewesen wäre, nicht in den Text selbst aufzunehmen. Aber auch außerdem ist Jones Uebersetzung zuweilen erklärend und schärfer bestimmt als die Urschrift. Denn so metaphysisch die Sprache derselben schon durchgehends ist, so ist doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abstractesten Begriffe gemischt, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar ist, so herrscht in andern wieder eine fast räthselhafte Kürze und Abgerissenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade so unbestimmt, ja so geheimnißvoll zu lassen, als es in der Urschrift war, um dem Leser den Eindruck derselben so rein als möglich wiederzugeben.

Es sind nur diejenigen Stellen aus dem ersten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken ist folgender. Im Anfang war alles Finsterniß; der Unbegreifliche, Selbstständige erschuf alles, es aus seinem eignen Wesen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptischen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geistiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des selbstständigen Wesens ging zunächst der Geist hervor, aus diesem die Ichheit; Atma, Mana, Ahankar. Alsdann folgen sieben Naturkräfte; die große Weltseele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüsse, Matra, des ursprünglichen Selbst, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Wesen und entgegengesetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schicksale nach unerforschlicher Vorherbestimmung unterworfen.

Manu spricht.

Einst war dieß alles Finsterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Nicht enthüllt noch, und nicht kennbar, als wie noch ganz in Schlaf versenkt;
D'rauf dann der selig Selbstständ'ge, der unenthüllt enthüllende,
Der Wesen Anfang, stets wachsend, war's, der wirksam die Nacht zerstreut;
Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar, unbegreiflich stets,
Ein Allwesen, das undenkbar, und er selber in Wahrheit ist.
Der nachdenkend, aus eignem Leib schaffen wollend der Wesen viel,
Wasser erschuf er da zuerst, des Lichtes Saame ward erzeugt; [1])
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tausendstrahler [2]) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.

---

[1]) Das Verhältniß des Wassers, des Lichtsaamens und des Ei's ist nicht bestimmt angegeben. Man denke es sich etwa so: das Wasser ward zuerst hervorgebracht, in diesem erzeugte oder regte sich Lichtsaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zusammenschoß und sich gestaltete. Das Ei muß wohl als im Wasser schwimmend gedacht werden.

[2]) Ein Beinahme der Sonne.

In dem Ei saß nun nichts thuend ein Jahr lang jener Göttliche,
Selber dann durch des Geists Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus diesen Stücken dann theilend bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser Haus, das ewige.
D'rauf hervor aus dem Selbst zog er den Geist, der ist und nicht ist auch; [3])
Aus dem Geist dann der Ichheit Kraft [4]), so ein Warner und König ist.
Die große Seele zuförderst, dreifacher Art [5]), die Wesen all,
Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne [6]) allmählig auch.
So nun dieser Gebild zarte, der sechs Wesen gewalt'ger Kraft,
Mit des Selbsts Ausfluß [7]) durchdringend, bildet er alle Dinge dann.
Nun regen d'rauf die Beweger, die mächt'gen, sich im Wirken all,

---

[3]) Manahsad'asad'atmakan. Jones übersetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhagavatgita jener selbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchste, wie nach der Neu-Platonischen Ansicht, ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Wesen sei; so habe ich es in der ganz wörtlichen Uebersetzung unentschieden lassen wollen, ob dieser oder jener Sinn hier Statt finde.

[4]) Ahankar, die Ichheit, hat in den indischen Schriften meistens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenstehende und Widerstrebende. Hier ist dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den ihm beigelegten Eigenschaften, „der ein Warner und König ist," ersieht. — Es ist wohl überhaupt der Grund des persönlichen Daseins darunter zu verstehen, und es ist merkwürdig, daß Manu, nah verwandt mit Mana, sich selbst nachher als zweiten und untergeordneten Weltschöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Wesen hervorgebracht habe, nachdem Brahma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erschaffen hatte.

[5]) Alle Wesen, die nach den drei Gun's oder Eigenschaften, der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finsterniß angehören.

[6]) Die fünf Sinnlichkeiten; sowohl die Gegenstände und Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbringen und veranlassen, als diese Eindrücke selbst.

[7]) Atmamatrasu. Ob die Matra als Atome zu verstehen seien, ist eine

Wird aus zartem Gebild Geistes allen Seins Grund, der nie vergeht.
Von diesen sieben Grundkräften männlichen Wirkens geht hervor,
Durch sterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ew'gen Vergängliches.
Stets hat an sich des Ersten Art, ihm nachfolgend, das andre stets;
So wie jeglichen Dings Stelle, also wird seine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, sondernd jegliches,
Wie in des Veda Wort anfangs sie bestimmt, sondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten schuf er, so der Lebend'gen Haupt;
Gerechter Geister reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit, die ewige,
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yaju und Sam [8]) genannt.
Die Zeiten und der Zeit Theilung, Sterne und Irrgestirne auch;
Sammt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Lust schuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächst,
Zum Dasein diese Geschlechter schaffen wollend und diese Welt.
Um zu sondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geschlechter auch den Zweiheiten [9]) wie Freud und Leid.
Welcher Thätigkeit nun jeden hat der Schöpfer zuerst vereint,
Dieser von selbst er nachtrachtet, immer wie oft er erschaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falsch,
Was jedem er bestimmt schaffend, das wird jedem von selbst zu Theil.

---

wichtige Frage, aber wenigstens in Manu's Gesetzbuch nicht mit Gewißheit klar.

[8]) Die Nahmen der drei ältesten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für spätern Ursprungs gehalten.

[9]) Den Gegensätzen, den streitenden Kräften und Eigenschaften.

Gleich so wie stets der Jahrs Zeiten, wandelnd im festbestimmten Maaß,
Selbst durchwandeln ihr Ziel immer, so auch die Thaten ird'sche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daseins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem steten Wechsel der bald neu erwachenden, bald wieder in Schlummer zurücksinkenden Grundkraft.

Manu redet.

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, [10])
Endes bewußt [11]) sind all diese, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Die zu dem Ende hinwandeln, kommend aus Gott zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt.

Als dieß All hatt' und Mich erzeugt, der sich undenkbar entwickelt stets,
Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend Er.
Während nun ist der Gott wachend, da regt strebend sich hier die Welt,

---

[10]) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menschen, sondern jedem fühlenden Wesen in diesem Leben hier widerfährt, ist nach der indischen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

[11]) Antah sanjna bhavanty etc. Jones übersetzt: **have internal conscience.** Die Zurückweisung in dem folgenden Verse: etad'antastu gataya, — „zu dem Ende hin, wandeln sie" — mit Wiederhohlung desselben Wortes schien mir dafür zu sprechen, daß antah sanjna gegeben werden müsse: sich ihrer Schranken, ihres Zieles oder Endes bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes. Anta vereinigt im Indischen, ganz wie das lateinische **finis**, die Bedeutungen von Ende, Schranken und Ziel.

Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all.
So lang selig nun Er schlummert, wankt der wirkenden Ird'schen Schar,
Von der bestimmten That irrend, der Geist selber ermattet dann.
Wenn dann ganz sie verschlungen erst im Grund jenes Erhabnen sind,
Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt;
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da, sammt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was seines Thuns, geht aus der ird'schen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und steht,
Er neu geschaffen durchdringet, alsdann nimmt ird'sche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All, was sich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt ist, als in der zuerst angeführten. Manu hat nun schon dem Bhrigu die weitere Darstellung seiner Lehre übertragen.

Bhrigu spricht.

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende besinnt wieder Er sich vom Schlaf,
So besonnen erschafft er d'rauf den Geist, der ist und nicht ist auch. [13])
Der Geist dann bildet die Schöpfung, wirksam jetzt durch des Schaffens Trieb;

---

[12]) Es ist von großen Weltzeiten die Rede.

[13]) Siehe die Anmerkung 3.

Aus dem zeugt sich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Gestaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächt'gen Windes Hauch, der Quell aller Berührung ist. [15])
Aus des Windes Gestaltswandlung geht hervor, so die Nacht zerstreut,
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, so der Quell der Gestalten heißt.
Aus des Lichtes Gestaltswandlung Wasser, schmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Wasser, des Geruchs Quell. So sind erschaffen die zuerst.

Zahllose Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerstörungen;
Spielend wirket er dieß gleichsam, der höchste Schöpfer für und für.

---

[14]) Akashan. Einige Europäer übersetzen dieses fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier, wie im Bhagavatgita dem Khan, die sinnliche Eigenschaft des Schalls zugeeignet wird, so ist es wie Jones übersetzt, subtil aether.

[15]) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die sinnliche Eigenschaft des Gefühls zugeeignet wird.

III.

Aus dem Bhagavatgita.

Der Gegenstand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mahābhārat, ist der Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlassung des Krieges und die Geschichte desselben auf das Verständniß der philosophischen Episode, von der wir hier einige der wichtigsten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so übergehen wir dieses. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel des Chandra, oder des Mondes, war der erste Ahnherr des ganzen Stamms; Kuru, der König von Kurukshetron, sein Nachkomme, der zweite. Von ihm stammen beide Partheien her, zwischen denen der Krieg sich auf Veranlassung der Draupati entspann. Auf der einen Seite Bhishma, Dhritarāshtra und all die ihrigen, welche hier wahrscheinlich als die ältere Linie vorzugsweise die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite sind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derselben von der Kunti, ist Arjun, den Krishna, welcher der Gott Vishnu in seiner achten Menschwerdung ist, beschützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zusammen in die Schlacht; die Heere stehen gerüstet gegen einander; da Arjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit steht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Krishna tröstet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erscheinungen. So beginnt das philosophische Gespräch, welches

der Inhalt der berühmten Episode des Mahābhārat ist; der Bhagavatgita, d. h. das Lied vom Bhagavan, mit welchem Beinahmen Krishna hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beinah vollständiger kurzer Inbegriff der höheren indischen Glaubensansicht nach der herrschenden Vedanta-Lehre, und steht als solcher in hohem Ansehen. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

Arjuns Klage.

(Aus dem ersten Adhyāya.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dhritarashtriden Schar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhagavan dieses Wort: „O der Erde Herr!
Inmitten stell' der zwei Heere den Wagen mir," so sagt er, „hier,
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig gerüstet steh'n,
Auch mit welchen ich soll kämpfen, wenn diese Schlacht beginnen wird;
Daß ich schau'n mag die kampfgierigen, die allhier nun vereinigt sind,
Ruhm in furchtbarer Schlacht suchend, zu Dhritarashtra's Sohnes Gunst."
Als dieses Wort nun gesagt worden dem Bhagavan vom Schüler war,
Da inmitten der zwei Heere stellt er der Wagen herrlichsten. —
„Bhishma'n, Drana'n, all die dorten im Antlitz uns, die Könige,
Schaue sie hier, o Fürst!" sprach er, „der Kuru's wohl vereinigt Heer." —
Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel standen dort,
Auch Blutsverwandte, Befreundte, hier und dort in den Heeren zwei'n.
Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet steh'n,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend diese Wort' er sprach:

„Seh ich die Freunde, Krishna! all dort kampfgierig gerüstet steh'n,
Fühl' ich die Glieder mir schmelzen, mein Antlitz verdorrend welkt,
Es durchfährt mir den Leib Schauder, während das Haar sich sträubend hebt.
Gandiv [1]) auch sinkt aus der Hand mir, die Haut selber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu steh'n fürder, und es schwankt mir schwindend der Geist.
Anzeichen seh' ich, unselige, hier um mich her, o Keshava! [2])
Und kein Heil mag ich erspähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg, Krishna! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König sein, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben selbst,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden sind,
Dort zum Kampfe gerüstet steh'n, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, selbst Großväter, dazwischen auch
Oheim' und Enkel, Blutsfreunde, Schwäher und nah Verbundne dann.
Nicht begehr' ich den Tod solcher, tödten sie mich auch, Göttlicher!
Nicht für den Thron der drei Welten, wie sollt' ich's um die Erde thun?
Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich sein, Madhava! [3])
Wenn auch jene es nicht sehen, weil Habsucht ihren Geist ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein schwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt ist, wie sollten wir nicht ab von dieser Sünde steh'n?

---

[1]) Gandiv, der Bogen des Arjun.

[2]) Keshava, der Lockige, ein Beinahme des Krishna, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

[3]) Madhava, Beinahme des Krishna.

O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrscherlust morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet mich im Kampf
Erschlüge Dhritarashtra's Schar, wär' es leichter zu dulden mir."

Also sprach Arjun am Kampfplatz, niedersetzend im Wagen sich,
Legte dann Köcher und Pfeil hin, überwältigt im Geist von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, dessen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Madhu's Besieger [4]) dieses Wort.

(Aus dem Sankhyayōga, dem zweiten Adhyāya.)

Bhagavan.

Woher hat mitten im Kampfe diese Weichheit ergriffen Dich,
Die nicht rühmlich ist, nicht göttlich, Arjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb Du Dich, Fürst! nicht also geziemt es Dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit lass', erhebe Dich, Herrlicher!

Arjun.

O wie soll Bhishma'n im Kampf ich und Dhrana'n, Madhu's Sieger [4]) Du!
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almosen wär's besser zu essen mir wohl, als diese ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genießen.
Nicht wissen wir, welches uns besser sein mag, ob jene wir oder sie uns besiegen;
Die selber wir mordend nicht leben möchten, die stehen kampflustig im Angesicht uns.

---

[4]) Madhu's Sieger, Beinahme des Krishna.

Besiegt ist mein Herz von des Mitleids Schwäche, Dich fleh' ich an,
weiß nicht, was Pflicht hier zu seh'n!
Was besser sei, sag' es in Wahrheit Du mir, Dein Schüler ja bin
ich, o lehr' es jetzt mich!
Und nichts erspäh'n kann ich, das mich befreite vom Schmerz, der
mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Besitzthum, ja selbst im Reich
himmlischer Helden herrschend.

Bhagavan.

Was nicht zu klagen ist, klagst Du, redend doch nach der Weisen
Spruch.
Nicht die geh'n, noch die dableiben, beweint jemahls, wer weise denkt,
Nicht ich war irgend jemahls nicht, noch Du, noch jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht sein irgend jemahls wir allesammt.
Wie im sterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter sind,
Ist auch des Lebens Kleid wechselnd; wer dieß festhält, den irret
nichts.
Stoff und Eindruck, o Sohn Kunti's, machen heiß, kalt, und
Freud' und Leid,
Kommen und schwinden stets wechselnd; standhaft trag' sie, Bha-
rats Sohn! [5])
Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht er-
schüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, standhaft, der gedeiht der Unsterb-
lichkeit.
Nicht was unwahr, wird je seiend, noch was nicht ist, gefunden
wahr;
Wohl ist der beiden Gränz' erkannt denen, welche das Wesen schau'n.
Unvernichtbar wohl ist, wisse, das wodurch dieses All besteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterblichen Wesens ist.

---

[5]) Arjun ist ein Abkömmling des Kuru, so wie dieser vom Bharat, dem Sohn des Dushvanta und der Shakuntala abstammt. Daher jener Beinahme des Arjun.

Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner mißt noch vernichtet; auf denn! und kämpfe, Bharats Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet sei;
Wohl nicht weise sind beide sie; nicht tödten kann's und sterben nicht.
Geboren wird's niemahls und stirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird sein, ist jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl ist's das alte, und nicht erstirbt's, wird auch der Leib getödtet.
Wer dieses Ew'ge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein solcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten selbst?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu sind, ihm an;
So läßt auch dieß Wesen den Leib, den alten, alsobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es spalten, noch wird's etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Wasser aufgelös't wird's, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu schmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend ist's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
D'rum so Du solches erkannt hast, ziemt Dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn Du Dir's ewig entstehend, oder auch ewig sterbend denkst,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Gewiß ist des Gebornen Tod, wie die Geburt des Gestorbenen;
Weil unvermeidlich nun dieß ist, ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Der Wesen Ursprung ist dunkel, klar nur die Mitte, Bharats Sohn,
Dunkel der Untergang wieder; was ist da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es staunend, als Wunder spricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.

Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerstörbar in keinem Leib,
D'rum kein lebendes Wesen nicht darfst Du beklagen, Bharats Sohn!
Was Deine Pflicht, im Aug' haltend, solltest Du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunsch vor den Augen sich ja aufthut des Himmels Thür;
Selig wohl sind die Krieger, Fürst! denen zu Theil wird solch ein Kampf.
Wenn aber diesen Beruf Du nicht des Kriegers erfüllen wirst,
Dann Deine Pflicht, ja die Ehr' auch setzest hintan Du, fällst in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, Dir nachreden die Wesen all;
Des einst Gepriesnen Unehre muß noch jenseit dem Tod besteh'n.
Du seist aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; [6])
Denen so hoch Du geehrt warst, wirst Du leicht nun geachtet sein.
Es wird manch unwürdiges Wort gesagt werden von Feinden Dir,
Deiner Tapferkeit Schmach redend! was kann schmerzlicher sein als dieß?
Den Himmel erlangst Du fallend, siegreich freust Du der Erde Dich;
D'rum erhebe Dich, Sohn Kunti's! auf zur Schlacht mit entschloßnem Muth.
Freud' und Leid, beides gleich achtend, Gewinnst, Verlust, und Sieg und Tod;
Rüste denn also zur Schlacht Dich jetzt, so lad'st auf Dich Du keine Schuld.

(Aus dem vierten Adhyâya, dem Yajnayôga.)

Diese ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivasvan, [7])
Vivasvan machte sie Manu'n, Manu dem Ikshvaku [7]) kund.

---

[6]) Beinahme der Helden.

[7]) Vivasvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikshvaku ist der Sohn des Vivasvan, und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Priesterfürsten sie;
Doch es ward durch der Zeit Länge zerstört die Lehre, Herrlicher!
Diese ist's, die ich Dir heute, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener bist Du ja, Freund auch; das Höchst' ist's der Geheimnisse.

Arjun.

Es ist Deine Geburt später, früher ja Vivasvans Geburt;
Sage wie soll ich begreifen nun, daß zuerst Du es offenbart?

Bhagavan.

Viele sind meine vergangnen Geburten, Arjun, Deine auch,
Alle sie kenn' ich wohl wissend, Du kennst nicht sie, o Herrlicher!
Ungeboren, unwandelbar bin ich, auch aller Wesen Herr;
Mein eigen Wesen beherrschend, entsteh' ich durch den eignen Schein. [8])
So oft als nun ein Verschwinden des Rechts sich zeigt, o Bharats Sohn!
Und des Unrechts Emporsteigen, erschaff' alsbald mich selber ich,
Zu erretten die Rechtschaffnen, zu vernichten die Uebles thun,
Fest dann wieder das Recht stellend, komm' ich in's Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein Thun und göttlich Entstehen wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Der kehrt zur Welt, den Leib lassend, nicht zurück, Arjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir strebend durch mich, aus mir,
Kommen viel der im Geist Frommen in mein Wesen vereint [9]) zurück.

---

[8]) Das Entstehen und Vergehen ist nur eine Täuschung, Maya. Diese Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erscheinungen ist, ist eine Wirkung der Kraft des Gottes.

[9]) Es ist oft schwer, für die metaphysischen Worte der indischen Sprache, ganz entsprechende zu finden. Yukta, was hier in der Urschrift steht, ist der Wurzel und der Form nach ganz dasselbe wie das lateinische junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geistigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet übersetzt.

(Aus dem fünften Adhyâya, dem Sannyasayôga.)

Den erkenn' als enthaltsam stets, der nicht klaget und nichts begehrt;
Fern von Zwiespalt [10]), wird der selig, o Mächt'ger! und der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen stets festhält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der Gleichheit steht;
Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in Gott sie stets.
Nicht erfreue sich des Glücks je, und nicht klage im Unglück auch,
Wer festgesinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in sich was selig ist;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerstörbar Gut.

Wer nun schon hier ertragen kann, noch eh' er frei des Leibes ward,
Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der ist selig vollendet wohl.
Wer innren Glücks sich freut innen, und wer innen erleuchtet ist,
Der geht als Frommer gotterfüllt wieder in Gottes Wesen ein.
Das Wesen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiste von Zweifeln ganz, in aller Wesen Lieb' erfreut.

(Aus dem sechsten Adhyâya, dem Atmasanyamayôga.)

Der wahrhaft Fromme steht ewig einsam in sich mit seinem Geist,
Einheit-beseelt, des Sinns Sieger, sonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11]) sein Innres stets, und als Frommer den Geist beherrscht,
Die höchste geistige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

---

[10]) Dieses ist ganz metaphysisch zu verstehen; fern von aller Zweiheit, alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander gesetzt wird.

[11]) Siehe die Anmerkung 9.

Wenn fest geordnet das Denken in sich selber beharrend ruht,
Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windlosen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der sich besiegt, nach Vollendung des Innern strebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb bestimmt,
Wo er den Geist im Geiste schaut, in sich selber beglückt ist er.
Wer das unendliche Gut, was übersinnlich der Geist ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht standhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch so groß, standhaft er nicht erschüttert wird.

Immer mehr dieser Gesinnung freu' er sich, die standhaft ist.
In sich selbst fest den Geist stellend, sinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geist wandert, der leichte, unbeständige;
Von da dieses zurückhaltend, stell' er in sich die Ordnung fest.
Jener, der so gesinnt, ruhig, des Frommen höchstes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Wesen von Flecken rein.
Immer vollendend sein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seligkeit und genießt ein unendlich Gut,
In den Wesen das Selbst [12]) sehend, wieder die Wesen all' im Selbst,
Ist er wiedervereinten Sinn's, schauet alles mit gleichem Muth.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern sein, noch wird von mir er je getrennt.

---

[12]) Atma heißt zugleich Selbst und Geist, und ist oft schwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht übersetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ahankar.

Wer den Allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an der Einheit
hält,
Wo er immer auch mag wandeln, wandelt der Fromme stets in mir.

(Aus dem siebenten Adhyâya, dem Jyanavijyanayôga.)

Bhagavan.

Zu mir hin mit dem Geist strebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie Du mich frei von Zweifeln gleich wirst erkennen, vernimm,
o Fürst!
Diese Weisheit und Kenntniß sei ohne Rückhalt Dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, ist nichts fürder hier des Erkennens würdig
noch.
Von tausend Menschen ist einer etwa, der nach der Tugend strebt,
Von den nach Tugend Strebenden einer, der mich in Wahrheit
kennt.
Erde, Wasser und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geist, der Verstand
sodann,
Ichheit; dieß sind die acht Stücke meiner getheilten Wesenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Wesen an mir erkenne Du,
Was die ird'schen belebt, Arjun! auch die Welt hier erhält und
trägt,
Dieß ist die Mutter der Dinge, aller zusammt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, so wie Vernichtung auch.
Außer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüssigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann
der Geist.

---

[13]) Khan wird auch Aether übersetzt. Vayû ist der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuschreiben; Khan ist der verborgnere Theil der Luft, in welchem der Schall erzeugt wird.

[14]) Dasjenige, was den verschiedenen Flüssigkeiten den eigenthümlichen Geschmack und ihre besondere Eigenschaft giebt.

Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wisse, von Ewigkeit;
Bin ich den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, von Begier und von Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch's Recht beschränkt, o Fürst!
Welche Naturen nun wahrhaft, scheinbar nur oder finster sind [15]),
Aus mir sind, wisse, auch diese; nicht ich in ihnen, sie in mir.
Durch die Täuschung nun dieser drei Eigenschaften ist ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich ist sie, die Welten schafft [16]), meine Täuschung, wird schwer besiegt;
Aber die, welche mir folgen, schreiten über die Täuschung hin;
Nicht folgen mir die Verbrecher, noch die Thoren und Niedern nach,
Welche vom Schein im Geist bethört, zu den Dämonen sich gewandt.
Vier Arten sind's, die mich ehren, der guten Menschen, o Bharats Sohn!
Wer arm ist, wer nach Weisheit strebt, wer Reichthum wünscht, der Weise dann.

---

[15]) D. h. die drei Welten der alten indischen Lehre; die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finsterniß entspringen gleichfalls aus mir; obgleich in dieser ganzen Ansicht und Eintheilung die wesentliche Wahrheit noch nicht gefunden, und jene Dreifachheit der Welt selbst nur als eine Folge der ursprünglichen Täuschung und Maya, und als bloß zur Erscheinung gehörig betrachtet wird. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch stärker gegen diese Lehre von drei Welten oder drei Eigenschaften, und zugleich gegen die Veda's, worin diese Ansicht herrscht:

Die Veda's geh'n auf drei Wesen, nicht von drei Wesen sei, o Freund!
Nicht zwiefach, sondern stets wahrhaft, unbestrebt, duldend, geistig sei!

[16]) Siehe die Anmerkung 8.

Von diesen ist's der Weis' allein, der stets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weisen, sehr, so wie er der meine ist.
Alle verdienen hohes Lob, der Weise gilt wie ich bei mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin sein wiedervereinter Geist.
Am Ende vieler Geburten schreitet der Weise hin zu mir;
„Daß Vasudeva [17]) alles ist," wer so groß denkt, ist selten wohl.
Von dem und dem Gelüst bethört, folgen sie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur bestimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den festen Glauben desselben, ich bin's allein, der den entflammt.
Er, des Glaubens begabt also, ist nun bemüht um jenes Gunst,
Und erreicht auch die Wünsche dann, von mir bestimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch ist die Belohnung dieser wenig Erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geistern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen mich wähnen sie, die Thoren, der unsichtbar,
Kennen mein hohes Wesen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was sichtbar des Alls, bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt [18]),
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den Ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne all die vergangnen, die jetzt seienden, Arjun! auch,
Und die zukünftigen Wesen; mich erkennt aber keiner je.
Durch der Zweiheit Verblendung, Fürst! die aus Neigung und Haß entspringt,
Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdischen, Bharats Sohn!
Doch ist die Schuld getilgt endlich derer, die reinen Wandels sind,
Gelöst der Zweiheit Verblendung, ehren sie mich, im Glauben fest.

---

[17]) Ein Nahme des Krishna oder Vishnu.

[18]) Yoga heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abschnitte des Bhagavatgita selbst Yoga's genannt werden. Hier sind aber offenbar die falschen bloß sinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienstes gemeint.

(Aus dem achten Adhyâya.)

Bhagavan.

Nicht zum sterblichen Sein kehret, das vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreicht, zurück wieder, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art [19]), Arjun! sind aus Brahma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Sohn Kunti's, ist der fernern Geburt befreit.

---

[19]) Hier wird dem Krishna ganz deutlich der Vorzug vor Brahma gegeben. Vom Brahma rühren die Welten der Erscheinung her, in denen die Seelenwanderung Statt findet, und jene stets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishna ist dagegen, nach der hier aufgestellten Lehre, der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Wesens.

IV.

Aus der Geschichte der Shakuntala,

nach dem Mahābhārat.

Es sind in der Episode des Mahābhārat, welche die Geschichte der Shakuntala enthält, vorzüglich zwei Momente derselben ausführlich behandelt; wovon der Eine, die Geburt der Shakuntala, in dem Schauspiele des Kalidas nur im Vorbeigehen erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Dushvanta, sehr verschieden behandelt ist.

Da wir diese beiden Stücke nur als Beispiele der ältern indischen Poesie geben, so sind, wo es ohne Schaden des Zusammenhanges geschehen konnte, einige Distichen ausgelassen, deren Inhalt bloß dogmatisch oder voll historischer Anspielungen war, um nicht durch zu viele Anmerkungen den dichterischen Eindruck stören zu müssen.

Geburt der Shakuntala.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvanta sich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Kanva, der dort in der Einsamkeit lebte, aufsuchen will. Er trifft die schöne Einsiedlerin, und ist sehr begierig, zu erfahren, wer sie sei. Denn wäre sie, wie er glaubt, die Tochter eines Brahminen gewesen, so würde er sich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging nun der Fürst weiter, ihm folgten seine Räthe nicht,
Fand in der einsamen Wohnung nicht den andächt'gen Heiligen.
Als er den Heil'gen nicht erblickt, leer des Einsiedlers Hütte sah,
Ließ er von seiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber sein Rufen vernahm jetzt, schön wie Sri von Gestalt die Magd,
Trat hervor aus der Hütte dort in der Einsiedlerinnen Tracht.
Als Dushvanta, den König, nun die schwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte sie schnell ihm Willkommen, both ihm mit Ehrerbiethen Gruß;
Bediente dann mit dem Sessel ihn, mit Waschen der Füße auch,
Fragte nach seinem Wohlsein dann, wünschte dem Kön'ge Glück und Heil.
Als sie nun ihn bedient hatte, sein Wohlbefinden auch geseh'n,
Sagte sie dann zu ihm lächelnd: „Was ist weiter zu Deinem Dienst?" —
Zu ihr sagte der König d'rauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da so schön die Gestalt er sah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher, um dem großen Heil'gen, Kanva zu huldigen.
Wo ging er hin, der göttliche? Das, o Du Schöne! sage mir." —

Shakuntala.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, so wirst Du rückgekehrt ihn seh'n.

Als er den Heil'gen nicht erblickt, auch sodann dieß gesprochen war,
Er sie sahe so voll Anmuth, die süßlächelnde, liebliche,
Die in der Reize Glanz strahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne besitzend, sprach er also, der Erde Fürst:

„Wer bist Du, Holde, und wessen? weshalb zogst in den Wald Du hier?
Mit so hoher Gestalt begabt, und wo kamest Du Schöne her?
Durch Deiner Schöne Anschauen hast die Seele Du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; sag es, liebliche, alles mir." —

Als nun der König dieß gesagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede zurück und sprach mit holdem Laut:
Für des Kanva, des göttlichen, Tochter gelt' ich, erhabner Fürst!
Des festgesinnten Büßenden, des Weisen, der das Recht erkennt.

Dushvanta.

Erhaben denkend und göttlich, heilig ist er und allgeehrt;
Dharma [1]) selbst mag vom Pfad wanken, doch es wankt solch' ein Frommer nicht.
Wie kannst deß Tochter geboren Du also sein, Liebliche?
Diesen mächtigen Zweifel nun wollest Du jetzo lösen mir.

Shakuntala.

Wie ich hierher gekommen bin, welches zu wissen Du begehrst,
Vernimm es, Fürst! der Wahrheit nach, wie ich des Heil'gen Tochter bin.
Es kam einst hier ein Frommer her, meinem Ursprunge fragt' er nach:
Dem erzählte der Göttliche Folgendes, das vernimm nun, Fürst!

---

[1]) Der Gott der Gerechtigkeit.

Kanva sprach:

„Visvamitra, der Büßende, übte so großer Buße Werk,
Daß selbst der Geisterschar König, Indra, gewaltig d'rob erschrack,
Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erschüttre von seinem Sitz.
Diese Gefahr nun befürchtend, sprach er also zur Menaka:

Indra.

Der Nymphen himmlische Reize preis't man, o Menaka, an Dir;
Einen Dienst thue mir, Mädchen; was ich Dir sage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz strahlt, Visvamitra, der Heilige dort
Vollbringt so furchtbare Buße, daß mein Geist mir erzittert d'rob.
Menaka! Dein Geschäft ist dieß: Visvamitra, der mich bedroht,
Furchtbar zu schau'n, von festem Geist, wandelt in grimmer Buß' er stets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin, wo er Buße übt, thue die höchste Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Lust Reizen, wende von seinem Werk ihn ab.

Menaka.

Hochstrahlend ist der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne sei, ist dem Gebiether auch bekannt.
Den strahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgesinnten Mann,
Vor dem Du selber Dich fürchtest, wie sollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vasishta [1]) der theuren Söhne einst beraubt,
Zu dem Du selbst, den Mond fürchtend, um Hülfe gingst, der Geister Herr!

---

[1]) Von mehren historischen Anspielungen der Art auf die großen Thaten des Visvamitra, ist des Uebergangs wegen nur diese eine beibehalten.

Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl sehr muß ich
fürchten den;
Wie sein Zorn nicht verzehre mich, dessen belehr', Gebiether,
mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erschüttern
mag,
Der zerschmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit solcher Andacht begabt, in Gluth strahlend dem Feuer gleich,
Wie möcht' ein Mädchen unsrer Art ihn berühren, der heilig ist;
Deß Antlitz strahlt wie die Flamme, deß Blick leuchtet wie
Sonn' und Mond,
Wie mag, o Herr! den Schlund Kala's [4]) eine von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angesprochen, wie sollt' ich nicht geh'n
vor des Heiligen Antlitz!
Ersinne Rettung denn für mich, Gebiether! daß ich für Dich gehend errettet bleibe.
Wenn Du es willst, laß das Gewand den Marut, des Windes
Gott, weg von mir weh'n im Tanze,
Begleiten muß Manmatha [5]) auch dieß Geschäft, durch Deine
Gunst mir als Gehülf' er beisteh'n.
Laß aus dem Wald Düfte mir weh'n den Vayu, zu jener Zeit,
da ich den Seher feßle.
Als dieß gesagt und von ihm war bestätigt, da ging sie zur Hütte
des Einsiedlers hin.

Als die Liebreizende nun sah, schuldgereinigt durch fromme Gluth
Visvamitra, den Büßenden, in der einsamen Wohnung dort;
Da begrüßte sie zuvor ihn, tanzt und scherzt vor dem Heiligen dann;
Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde glänzende.

---

[3]) Die Räume der Welt.

[4]) Der Gott der Zeit, und dann der Zerstörung, des Todes.

[5]) Der Gott der Liebe.

Wie von ihr das Gewand nun sank, hin zur Erde, da blickte sie
Lächelnd, die lieblich Reizende, oft den beschämten Marut an;
Während der Seher dort zuschaut, der wie die Flamme strahlende.
Als Visvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm stand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einsamen Seher Fürst,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reize sah,
Ihre hohe Gestalt erblickt', er, der der Weisen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu sich ein, willig folgte die Himmlische;
So verlebten zusammen sie eine glückliche Zeit daselbst,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach bestimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menaka die Shakuntala hat erzeugt.
Dort in des Himavan Wildniß, am Gestade der Malini,
Bracht' aus Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen Menaka.
Da ihr Geschäft sie nun vollbracht, ging alsbald sie zum Indra auf,
Ließ in dem wüsten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe haus't.
Da nun schlummernd die Shakunta's [6]) sahen das Kind, umringten sie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reißender Thiere Schar.
So ward der Menaka Tochter da beschützt von der Geier Schar.
Als ich zum Bade dorthin kam, sah ich im Schlummer ruh'n das Kind,
Dort im einsamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schar;
Ich nahm sie auf nun, und zu mir, hielt sie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einsamer Wildniß sie von Shakunta's fand umringt,
Ward der Nahme Shakuntala ihr gegeben sodann von mir.
Du weißt nun, wie Shakuntala, o Heiliger! [7]) meine Tochter ward;

---

[6]) Eine Art Geier; vultures übersetzt Wilkins.

[7]) Man erinnere sich, daß Kanva zu dem frommen Pilger spricht, der nach Shakuntala's Herkunft gefragt hatte.

Für ihren Vater auch hält mich Shakuntala, die Tadels frei."

Also that meine Geburt er, sie dem Heiligen erzählend, kund,
Wie ich die Tochter des Kanva, sei, weißt Du also, erhabner Fürst.
Als Vater acht' ich den Kanva, kenne ja meinen Vater nicht;
Diese Geschichte, o König! hörtest Du, wie es sich begab.

Rede der Shakuntala an den Dushvanta.

In der Behandlung dieses Theils der Geschichte weicht das alte Heldengedicht sehr vom Kalidas ab. Auch im Mahābhārat wird Shakuntala von dem Dushvanta zuerst verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe ist schon sechs Jahre alt, als Shakuntala mit ihm an den Hof zu dem König geht, um diesen an das gegebene Versprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Dushvanta verläugnet die Shakuntala nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er so leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entstehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu stellen.

Shakuntala geräth über seine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewissens und der allsehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur schildert, und mit einer sanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürst, warum redest Du so zu mir:
„Ich kenne Dich nicht," ganz furchtlos, wie ein niedrig Geborener?
Da Dein Herz doch wohl wissend ist, was hier wahr und was falsches ist;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, schmähst Du dadurch ja selber Dich:

„Ich bin's allein," also gedenkst in Dir Du, kennst nicht den im Herzen, den alten Seher [1]);
Willst, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im Angesicht dessen die Sünde begeh'n.
Denkst, wenn vollbracht die Unthat ist: „Keiner weiß ja, daß ich es war;"
Doch es wissen's die Götter all', selbst auch innen der inn're Mensch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel, die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, sammt den Zeiten beiden, auch des Rechts Gott, sehen das Thun des Menschen.
Dort im Abgrund des Todes, Gott, verlöscht was Uebles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geist ist, so die That schauend in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler Gesinnung ist,
Den vernichtet des Todes Gott selbst, den Schuld'gen, in übler That.
Mich, die selbst Du gewählt hattest, o verschmäh' die Getreue nicht;
Achtend nicht, die Du achten sollst, mich Dein eigen bestimmtes Weib.
O warum blickst Du verächtlich auf mich, wie eine Niedrige?
Nicht ja in einer Wüste hier klag' ich, warum nicht hörst Du mich?
Aber wenn Du der Flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willst,
In hundert Stücke, Dushvanta! wird zerspringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder geboren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß spricht [2]).

---

[1]) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einsiedler, hritsayam munin puranan: das Gewissen.

[2]) Das Geheimniß der Ehe nach der indischen Lehre beruht erstlich darauf, daß diese Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, welcher der Vater selbst in einer neuen Verwandlung ist, allein das Vermögen besitzt, durch fromme Werke

Wohl ist die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigster;
Ist die Frau alles Heils Quelle, die Frau Wurzel des Retters auch [2]).
Freundinnen sind sie dem Einsamen zum Trost mit süßem Gespräch;
Wie Väter zu der Pflicht Uebung, tröstend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerst hin, schaut zum Gemahl sie, harrend sein;
Doch starb zuvor der Geliebte, folget sie willig gleich ihm nach.
Um solcher Ursach', o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann sein Gemahl besitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er selbst, von ihm selbst gezeugt, ist nach der Weisen Sinn der Sohn;
D'rum soll der Mann sein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus seinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Ist dem Vater zu schau'n freudig, wie dem Sel'gen der Himmel ist.
Wenn auch versenkt vom Seelenschmerz, Krankheit leidend die Menschen sind,
Freuen sie doch ihrer Weiber sich, wie die Fluth labt die Schmachtenden.
Wenn sich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat gespielt,
Fest um des Vaters Glieder schließt, was giebt's Höheres noch als dieß?
Ihn, den Du selber gebildet, diesen Sohn hier, der liebevoll
Auf Dich schauend zur Seite blickt, o warum denn verschmähst Du ihn?

---

und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für seine Verschuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Sorgen um ihre Eier doch, sie nicht brechend, die Vögel selbst;
Wie geschieht's denn, daß Du verläßt, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich ist.
So berühre umarmend Dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus Deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, siehe den Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So ist von Dir erzeugt dieser, Du selbst der Eine, ungetheilt.
Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürst! die gefangen ward, ach, ein Mädchen in Vaters Hain.
Der himmlischen Gespielinnen erste, die Menaka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Visvamatra mich.
Hier an des Schneegebirgs Seite gebar mich dann die Himmlische,
Und mich verlassend dort ging sie böse, wie einer Andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einst verübt,
Daß von den Mein'gen verlassen ich als Kind ward, und jetzt von Dir!
Wie Dir's gefällt, verlassen denn will ich zu meiner Hütte geh'n;
Den Knaben aber verlassen darfst Du nicht, der Dein eigen ist.

VIII.

Noah's Morgenopfer.

Schweigt, ihr Lüfte! in den Blumengängen,
Denn entflohen ist des Frühlings Traum;
Süß dem Jugendspiele nachzuhängen,
Giebt der ernste Tag uns keinen Raum.

Ihr Gesänge in der Väter Hallen,
Von der Ahnen hohem Heldenruhm,
Müßt den Strom der Zeit hinunterwallen,
Wo des Todes graue Scharen ruh'n.

And're Zeiten heischen and're Lieder,
Neue Dinge spricht der Welten = Greis;
Zum verborgnen Ursprung wendet wieder
Sich zurück der große Schöpfungkreis.

Mag noch trübe Finsterniß uns decken,
In den Wogen dieser öden Welt;
Laß den Geist die Seelenflügel strecken,
Rauschend zu der Morgenröthe Zelt!

Einsam auf der stillen Felsenwarte
Blickt der Seher in den Sturm hinaus;
Spähend an der lichten Sternencharte,
Bis die Sonne theilt der Wolken Haus.

Wie der greise Ahnherr einst in Fluthen
Sich das heil'ge Schiff der Rettung baut;
Wo verschlossen die Geschöpfe ruhten,
Die dem starken Fährmann Gott vertraut.

Wohl geordnet in den sichern Kammern
Steh'n der Creaturen Paar und Paar;
Fern zu halten der Vertilgung Jammern
Von der Arche auserwählten Schar.

Nieder stürzen all' die Riesengeister
Nach Jahrhunderten voll Uebermuth;
Aufwärts forschend blickt des Schiffes Meister
Zu dem Morgenstern in dunkler Fluth.

In den Wogen stirbt die letzte Klage,
Stumm zum Grabe der Vergangenheit;
Festgesetzt, gezählt sind schon die Tage,
Jede Stunde der Zerstörungszeit.

In der Oede, ob den wüsten Wellen
Bringt die Taube den Olivenzweig;
Muthig steigt der Ahnherr nun im Hellen
Auf das neue, grüne Erdenreich.

Dankend nach dem großen Trauerjahre
Tritt der Arche Priester dort hervor;
Hundertfältig lodern vom Altare
Opferflammen dann zu Gott empor.

Als vom ersten Morgenstrahl die Kunde
Glänzend wieder durch die Wolken bricht,
Spannt den Bogen farbig Gott zum Bunde
Friedeleuchtend um sein Angesicht.

Wie ein Kreis im siebenfachen Glanze,
Durch die Himmel strömt das Schöpfungsspiel;
Dieses Purpurbild im Wolkenkranze
Ist der ird'schen Hoffnung lichtes Ziel.

Fortgerissen war des Frühlings Wonne,
Alle Blüthen mit hinweggerafft;
Bis die Erd' im Strahl der neuen Sonne
Wieder grünt aus milder Himmelskraft.

Herrlich glänzt auf Gottes Sonnenthrone
Dort die hohe Gnadenkönigin;
Himmlisch strahlend in der Sternenkrone,
Wandelt sie die lichte Bahn dahin.

Linde fließt der Strom und ganz krystallen
Von dem Thron, wie einst im Paradies;
Unter Palmen sieht man Pilger wallen,
Zu den Früchten, die uns Gott verhieß.

Wüthend windet sich der alte Drache,
Flammen schnaubend aus dem grausen Schlund;
Ihn ergreift des starken Engels Rache,
Wirft ihn nieder in den ew'gen Grund.

Und da öffnen sich die lichten Mauern,
Heil'ge Thore zu der ew'gen Stadt;
Alle Felsen soll die überdauern,
Gleich dem Weltenaug' im Flammenrad.

Brausend auf des Cherubs Donnerschwingen,
Thun die Himmel Gottes Allmacht kund;
Sieg und Heil! hört man die Geister singen,
Dankend tönt's zurück vom Erdenrund.

Freudig steht auf hohem Fels geborgen,
Der als Seher auch zu uns noch spricht:
Wie am zweiten großen Schöpfungsmorgen
Von der ird'schen Fluth sich schied das Licht.

Oben steht der reine Himmelsbogen,
Den die trübe Mischung sonst verletzt;
Unten dann die ird'schen Meereswogen,
Auch der Feste wird ihr Ziel gesetzt.

Weil die Fluth gereinigt hat die Erde,
Wächst empor mit Lust das neue Grün;
Wie ein Knabe, fröhlich von Geberde,
Wird im Sonnenschein das Leben blüh'n.

Mit dem Tiger wird das Lamm da weiden,
Und ein Kind auf Basilisken geh'n;
Nichts soll dann die Eine Herde scheiden,
Eine Flamme nur der Liebe weh'n.

Möchte frisch ein Lebenswind berühren
Erst von Gott der Auferstehung Feld,
Aus der Mischung uns zur Klarheit führen,
Daß im Licht gereinigt sei die Welt.

Rauschend auf der Liebe Seraphsschwingen
Macht der Himmel die Vollendung kund;
Heil und Dank! hört man die Geister singen,
Jubelnd tönt's zurück vom Erdenrund.

Inhalt.

	Seite
Zueignung.	3
I. Kunstgedichte.	7
An die Dichter.	9
An Viele.	10
An die Deutschen. Zu Anfang des Jahres 1800.	11
Lessings Worte. 1801.	15
Reden über die Religion. 1800.	16
Die Weltseele. 1800.	17
Das Räthsel der Liebe. 1802.	18
Die Werke des Dichters.	19
An Ludwig Tieck.	20
Mahomets Flucht.	21
Hymnen. 1801.	24
Weihe des Alten. An einen jungen Dichter.	27
Schirin.	31
Calderon.	32
An Camoëns.	33
An Novalis.	34
Rheinfahrt. 1804.	35
An A. W. Schlegel.	36
II. Scherzgedichte.	39
Das Ideal.	41
Das Athenaeum. 1801.	42
Zerbino. 1800.	43
Kunst-Orakel.	44
Die neue Schule. 1800.	45
Das tragische Schicksal.	47
Proben der neuesten Poesie. 1808.	48
Sinngedichte. 1815.	50
Irrlichter. 1810.	51
Eulenspiegels guter Rath. 1806.	53
Die Zwerge.	57
Der alte Pilger, oder Homo's neueste Wanderungen. 1807.	60
Die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeist. 1820.	68
III. Sprüche.	71
Geistes Licht.	73
Andacht.	74
Adels Sitte.	—
Deutschland.	75
Gesinnung des Königs.	—
Frauentugend.	76
Treue.	—
Deutscher Sinn.	77
Das Alte und das Neue.	78
Würde der Dichtkunst.	79
Liebes Leben.	80

Seite
Das Ewige. 81
Sprüche aus dem Indischen. 1807. . . 82
IV. Romanzen und Lieder. . . 85
Bei der Wartburg. 1802. . . . 87
Im Walde. 91
Am Rheine. 1802. 93
Gesang der Erinnerung. 96
Frankenberg bei Achen. 98
Sanct Reinold. 101
Das versunkne Schloß. 104
Eintritt in die deutsche Schweiz. 1804. . . 108
Im Speßhart. 1806. 110
Wechselgesang. 112
Anruf. 115
Des Vaters Abschied. Bruchstück. . . . 116
An Siderie. 117
Fülle der Liebe. 119
Andenken. 121
V. Lyrische Gedichte. . . . 123
Gebet. 125
An den Retter. 1803. 128
Auf dem Feldberge. 1806. . . . 130
Huldigung. Im Sommer 1806. . . . 132
Frieden. Im Sommer 1806. . . . 135
An den Ufern des Mayns. 1806. . . . 138
An seinen Freund. Im Herbst 1806. . . 140
Anruf. Zu Anfang des Jahrs 1807. . . 144
An Corinna. 1807. 148
Rückkehr des Gefangenen. Zu Ende des Jahrs 1807. 152
Gute Zeichen. 1808. 158
Gelübde. Zu Anfang des Jahrs 1809. . . 159
Freiheit. 1807. 161
Bei der Abreise Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Louise,
Erzherzogin von Oesterreich. 1810. . . 164
Der heilige Dulder. 1811. 166
Gesang der Ehre. Zu Ende 1812. . . 168
Unsre Zeit. 1820. 171
VI. Geistliche Gedichte. . . . 175
Klagelied der Mutter Gottes. . . . 177
Heilige Sehnsucht. Nach dem Lateinischen. . . 191
VII. Gedichte aus dem Indischen. . . 193
Vorwort. 195
1. Anfang des Râmâyan. . . . 201
2. Indische Kosmogonie. Aus dem ersten Buche
der Gesetze des Manu. 226
3. Aus dem Bhagavatgita. . . . 233
4. Aus der Geschichte der Shakuntala, nach
dem Mahabharat. 247
VIII. Noah's Morgenopfer. . . 257

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 10

Wien 1846

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Hf 75/2-9/10(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341346-1